

akrut



Das bist du.

Dein Studium,
deine Zukunft,
dein Leben

Magazin der Studierendenschaft
der Rheinischen Friedrich-
Wilhelms-Universität Bonn

Frühling 2016 • Nr. 341

Nach der Flucht

Uni und AStA wollen studien-
interessierte Flüchtlinge fördern

Prof. Rampensau

Wie Harald Lesch den
Fernseher zum Hörsaal macht

In diesem Heft



Editorial 3

Die AKUT-Redaktion 4

Parlament ●

Musste das wirklich sein? 7

Kommentar: Warum die Urabstimmungen im Januar aufwendig waren - und nutzlos

Beschlossene Sache 8

RUBRIK Beschlüsse des Studierendenparlaments, erklärt und kommentiert

Universum ●



G'schichten aus dem Hofgarten 11

Wenn die Hofgartenwiese sprechen könnte, hätte sie viel zu erzählen

Wir wuppen das schon 12

TITEL Wohin mit Studium, Zukunft, Leben? Drei junge Menschen im Porträt

Mittelmäßig RUBRIK 18

Langer Weg durch die Bürokratie 20

Wie Universität und AstA studieninteressierte Flüchtlinge fördern wollen



Tintenfische bauen keine Raketen 22

RUBRIK *Bekannte Absolventen:* Astrophysiker und Moderator Harald Lesch über Wissenschaft und Fernsehen

IB? Wollen wir nicht! 25

Wer mit einem International Baccalaureate an die Uni will, hat es nicht leicht

Liebe Bachelorarbeit 26

Warum die Beziehung zur eigenen Bachelorarbeit etwas ganz Besonderes ist

Alltag ●



»Ich mache nur das, was mir gefällt« 28

Sein Kleidungsstil macht Johannes Fröse zu einem Hingucker - was steckt dahinter?

Zimmer gegen Mithilfe 31

In einem Wohnprojekt leben Studierende mit ihren Vermietern zusammen



Eine Stunde Sherlock sein 32

Kollektives Rätseln als Freizeitaktivität? Zu Besuch im Escape-Room in Enderich

#allesistdesign 34

Die Bundeskunsthalle zeigt die Ausstellung »Bauhaus - alles ist Design«

WG besucht! 35

RUBRIK Zu Besuch bei einer 6er-Mädels-WG in der Bonner Südstadt

Impressum

AKUT – Magazin der Studierendenschaft der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Nassestraße 11 | 53113 Bonn | redaktion@akut-bonn.de

HEFT Nummer 341 | erschienen am 19. Mai 2016

HERAUSGEBER Studierendenparlament der Universität Bonn | Nassestraße 11 | 53113 Bonn | vertreten durch den 1. Sprecher Sebastian Mathy

REDAKTIONSSCHLUSS 16. Mai 2016

REDAKTION Philipp Blanke, Max Dietrich, Florian Eßer, Eva Fürst, Alexander Grantl, Charlotte Kümpel, Sophie Leins, Dominique Müller, Linnéa Nöth, Alina Sabransky, Juliane Sprick, Maike Walbroel & Sven Zemanek

CHEFREDAKTEUR, LAYOUT & TITELBILD Alexander Grantl (verantwortlich im Sinne des Landespressgesetzes NRW)

DRUCK Das Medienhaus | Brunnenstraße 40 | 53347 Alfter

PAPIER Circleoffset Premium White (matt oberflächen-geleimt, hochweiß, Recycling-Offset aus 100% Altpapier)

AUFLAGE 2500 Exemplare

WEB akut-bonn.de

FACEBOOK [fb.com/akut.bonn](https://www.facebook.com/akut.bonn)

TWITTER twitter.com/AKUT_Bonn

INSTAGRAM [@akut_bonn](https://www.instagram.com/akut_bonn)

Die Inhalte dieser Ausgabe geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Nachdruck und Vervielfältigung sind nach vorheriger Genehmigung möglich.



EDITORIAL

Hallo,



jetzt musstest du sicher erst mal einen Blick in den Spiegel werfen, richtig? Da schreiben wir einfach »Das bist du« auf unser Cover, obwohl du das gar nicht bist. Lügen-AKUT! Aber, bevor wir dich in eine Identitätskrise treiben: In unserer Titelgeschichte geht es tatsächlich um dich. Wir wollten herausfinden, was junge Menschen mit ihrem Studium, ihrer Zukunft, ihrem Leben vorhaben. Drei Studierende versuchen, das zu beantworten. Spoiler: Es gelingt ihnen nicht. Aufschlussreich ist der Text dennoch. Warum unsere Generation die Arbeitswelt verändern wird, was man sechs Monate in Las Vegas tun kann und was ein »Passivstudent« ist – alles ab **Seite 12**.

Im Januar fanden neben den Wahlen zum Studierendenparlament auch zwei Urabstimmungen statt. AKUT-Redakteur Sven hat dazu einen Kommentar geschrieben. Die Überschrift lautet »Musste das wirklich sein?« und könnte bereits ein vager Hinweis auf Svens Meinung über die Abstimmungen sein – zu lesen auf **Seite 7**.

Redakteurin Juliane hat sich in den letzten Wochen genau angesehen, was Flüchtlinge tun müssen, um an der Uni Bonn zu studieren. Ihr Fazit: Sie müssen einiges tun, denn der Weg ins Studium ist lang und kompliziert. Wie die Uni Bonn und der AstA dabei helfen wollen, steht in ihrem Bericht ab **Seite 20**.

Willst du uns deine Meinung zu diesem Heft sagen? Oder hast du eine Geschichte, die unbedingt in die AKUT muss? Oder ein süßes Tierfoto? Egal, was du uns erzählen willst, wir haben überall ein offenes Ohr – bei Facebook, Twitter, Instagram und natürlich per E-Mail. Wie genau du uns erreichen kannst, steht auf akut-bonn.de/leserbriefe

Nach 20 Monaten endet jetzt meine Zeit in der AKUT-Redaktion. Im Vergleich zur 67-jährigen Geschichte der AKUT sind 20 Monate nicht viel. Aber in dieser Zeit ist viel passiert – und die AKUT ist auf einem guten Weg. Ich danke unseren Leserinnen und Lesern, allen engagierten Studierenden und der ganzen Redaktion, die ich als sehr professionelles Team erlebt habe.

Viel Freude beim Lesen

Alex Grantl





Wie sieht die Zukunft unserer Generation aus, liebe AKUT-Redaktion?

SOPHIE LEINS

Generation Y ist weiter auf Sinnsuche, Generation Z steht schon in den Startlöchern für die Karriere. Die Frage ist nur: Was kommt nach Z?

SVEN ZEMNANEK

Schlecht.

MAX DIETRICH

Star Wars und Marvel bis zum Abwinken, Donald Trump als Präsident. Um Unterhaltung müssen wir uns nicht sorgen ...

EVA FÜRST

Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Wenn die ständige Zukunftsangst an der Uni mal abebbt, sieht es gar nicht so dunkel aus.

PHILIPP BLANKE

Weiß nich' - was haben denn die anderen gesagt?

DOMINIQUE MÜLLER

Es kommt doch eh immer anders, als man denkt.

CHARLOTTE KÜMPEL

Irgendwie findet schon jeder seinen richtigen Weg, auch wenn dieser manchmal über den ein oder anderen Umweg führt.

ALEXANDER GRANTL

Früher war mehr Zukunft.

JULIANE SPRICK

Das wird sich noch zeigen ...

ALINA SABRANSKY

Frag' mich in 15 Jahren nochmal.

MAIKE WALBROEL*

Wenn jeder an sich denkt, ist an alle gedacht.

LINNÉA NÖTH*

Ich sehe Potential und Verbesserungsbedarf. Und davon nicht wenig.

* nicht auf dem Bild.

Möchtest du auch mal mit der AKUT-Redaktion auf einem Dach rumsitzen? Alle Infos gibt's online auf akut-bonn.de/mitmachen/

Parlament

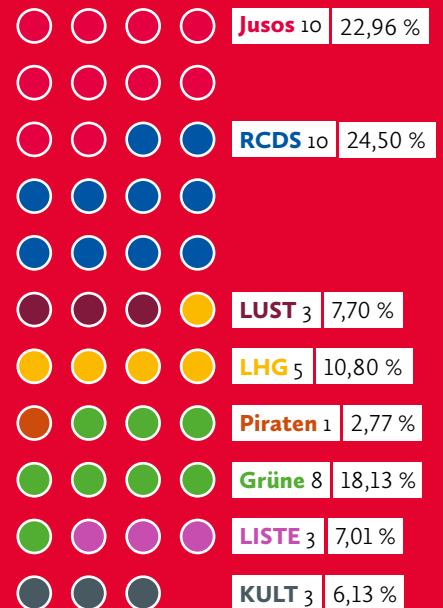


DIE WAHL IN ZAHLEN

6188

Wählerinnen und Wähler haben im Januar das 38. Studierendenparlament gewählt. Bei 35.167 Wahlberechtigten ergibt das eine Wahlbeteiligung von 17,6 %. Das ist nicht viel, aber etwas mehr als in den letzten Jahren. Grund für den leichten Anstieg könnten die beiden Urabstimmungen gewesen sein, über die man parallel entscheiden konnte. Dabei ging es einmal um die Multifunktionskarte »UniCard« und die Mitgliedschaft im Dachverband »fzs«. Allerdings wurden die Quoren in beiden Fällen nicht erreicht, die Abstimmungen sind also nicht verbindlich. Das gesamte Ergebnis: wahlen.uni-bonn.de **Alexander Grantl**

SITZVERTEILUNG DES 38. SP & STIMMENVERTEILUNG



Datenquelle: Vorläufiges amtliches Endergebnis, Wahlausschuss zum 38. Studierendenparlament

DAS SP IN ZAHLEN

84

Tage benötigte das Studierendenparlament, sich auf ein Verfahren zur Besetzung seiner Ausschüsse zu verständigen. Eigentlich werden die Mitglieder der SP-Ausschüsse direkt auf der konstituierenden Sitzung vorgeschlagen und gewählt. In der Satzung der Studierendenschaft und der SP-Geschäftsordnung ist geregelt, dass das Vorschlagsrecht für die Ausschusssitze mit dem Sainte-Laguë/Schepers-Verfahren auf die Fraktionen aufgeteilt wird. Dieses brachte jedoch kein eindeutiges Ergebnis hervor, weshalb die letzten Sitze in den Ausschüssen unbesetzt blieben. Ärgerlich war das einerseits für jene

Fraktionen, die dadurch noch nicht in einem Ausschuss vertreten waren, und andererseits auch für die bereits gewählten Ausschussmitglieder, die die Ausschussarbeit in der Zwischenzeit in reduzierter Besetzung leisten mussten. Die Lösung des Problems musste das SP-Präsidium auf einem Treffen mangels Anwesenheit von Fraktionsvertretern alleine erarbeiten: Die Sitze wurden nach Stärke der Listen verteilt, bei einer uneindeutigen Verteilung wurde gelost. Das Losverfahren war außerdem so gestaltet, dass nicht unfairerweise eine Liste alle Losentscheide gewinnen konnte. Damit könnten nun alle Ausschüsse voll besetzt sein und ihre Arbeit voll aufnehmen - wäre da nicht das alte Problem: Es ist scheinbar sehr schwer, gutes Personal für die Ausschüsse zu finden. Von der vollen Besetzung mit allen Mitgliedern und ihren Stellvertretern ist man immer noch weit entfernt. **Sven Zemanek**



FOTOS: INFOGRAPHIK: ALEXANDER GRANTL / AKUT

KOMMENTAR

Musste das wirklich sein?

Viel Aufregung gab es im Januar um die Urabstimmungen zu UnicaCard-Einführung und fzs-Austritt. Doch die beiden Abstimmungen waren flüssiger als Wasser – nämlich überflüssig.

Urabstimmungen also. Hatten wir lange nicht mehr. Im Jahr 2008 war die letzte. Und jetzt gleich zwei! Donnerwetter.

Thema eins: Einführung und Teilfinanzierung der Einführung einer UniCard. Dass »die Studierenden« die UniCard wollen, wissen wohl alle, die sich schon einmal mit Angehörigen dieser Gruppe unterhalten haben. Und wenn man auch nicht mehr als bisher dafür zahlen muss, kann man das Kreuz auch unter Frage zwei bei »Ja« machen. Das Ergebnis - 84 bzw. 65 Prozent Zustimmung - dürfte also niemanden überraschen.

Doch was sollte das mit der Fragestellung? Zwei Fragen gleichzeitig! Das sieht die Satzung der Studierendenschaft, in der Urabstimmungen geregelt sind, gar nicht vor. Die Auszählung wird dadurch ebenfalls verkompliziert. Überspezifisch waren die Fragen außerdem: Alle möglichen Funktionen einer UniCard wurden explizit aufgezählt, wie Fahrausweis, Bibliotheksausweis oder Zugang zum Hochschulsport. Sollte in Zukunft einmal eine UniCard eingeführt werden, der auch nur eine der aufgezählten Funktionen fehlt, wäre selbst bei erreichtem Quorum das Ergebnis der Urabstimmung technisch betrachtet nicht relevant.

Bleibt die zweite Urabstimmung über die Mitgliedschaft im Dachverband »freier Zusammenschluss von studentInnenschaften«. Hier durften wir als Wahlausschuss uns anhören, dass die Fragestellung doch arg tendenziös sei, da in der Frage die jährlichen Kosten von 26.800 Euro für die Mitgliedschaft erwähnt wurden. Außerdem sei der Titel »Urabstimmung über die Mitgliedschaft« falsch, da man sich mit einer »Ja«-Stimme gegen die Mitgliedschaft entscheide. Beides Dinge, für die wir als Wahlausschuss rein gar nichts können - Titel und Text der Urabstimmung stammten aus dem eingereichten Urabstimmungsverlangen. Daran hat dann auch niemand mehr herumzupfuschen.

Das Hauptproblem dieser Abstimmung war allerdings, dass man den Abstimmungsberechtigten erst einmal erklären musste, was der fzs eigentlich für ein Verein ist. Diese Erfahrung machten bereits die Mitglieder des Aktionsbündnisses gegen den fzs, als sie Unterschriften für ihr Urabstimmungsverlangen sammelten (siehe AKUT Nr. 338). Es war daher eigentlich von vornherein klar, dass das Ergebnis eher zufällig zwischen den Optionen »Ja«,



Ausgefüllte Stimmzettel nach ihrer Auswertung

»Nein« und »Enthaltung« verteilt sein würde. Mit Tendenz zum »Ja«, denn wer spart nicht gern, wenn es angeblich etwas zu sparen gibt.

Vom Quorum wollen wir gar nicht erst anfangen. 20 Prozent Ja-Stimmen von allen 35.000 Studierenden erreichen zu wollen, war ausgehend von der üblichen Wahlbeteiligung schon mit einer utopischen Zustimmungquote von 100 Prozent sehr sportlich. Und selbst wenn die UniCard-Abstimmung das Quorum erreicht hätte: Einführen kann die UniCard nur die Universität. Und die dürfte durch die Abstimmung keinen Erkenntnisgewinn haben: Dass die Mehrheit der Studierenden die UniCard konzeptuell geil findet, war bereits vorher bekannt.

Was von beiden Abstimmungen bleibt, sind die Kosten: 430 Euro für Abstimmungszettel, 2000 Euro zusätzliche Aufwandsentschädigung für den Wahlausschuss, Verwirrung an der Urne (wobei da auch die vielen, vielen Gremienzettel schuld waren), eine rechtliche Auseinandersetzung zwischen Wahlausschuss und Universität um den Versand einer E-Mail an alle Studierenden, die der Wahlausschuss übrigens verloren hat, und eine sehr lange Auszählung. Das alles hätten wir uns sparen können.

Etwas Positives gibt es auch: Nach langer Zeit wurde das Wissen aufgefrischt, wie eine Urabstimmung zu organisieren ist. Das wäre aber trotzdem nicht nötig gewesen.



Sven Zemanek studiert Computer Science. Er hat die Urabstimmungen als stellvertretender Wahlleiter mitorganisiert, aber schreibt hier nur für sich selbst.

Beschlossene Sache

RUBRIK SP-BESCHLÜSSE Seit seiner Wahl im Januar hat das 38. Studierendenparlament bereits einige Dinge beschlossen. Unter den Beschlüssen sind alte Bekannte und einige Neuerungen – ausgewählte Beschlüsse stellen wir hier vor.

VON **SVEN ZEMANEK & ALEXANDER GRANTL**

24. März 2016

Kritik an Empfehlung des Senats der Leibniz-Gesellschaft, Förderung der ZB MED einzustellen

Die ZB MED bietet bislang unter anderem Studierenden der sogenannten Lebenswissenschaften eine große Auswahl an Büchern, Zeitschriften und Beratungsmöglichkeiten. Eine Informatikprofessur befindet sich derzeit im gemeinsamen Berufungsverfahren. Mit der Empfehlung des Senats, die Förderung einzustellen, ist all dies gefährdet.

Diesen Antrag brachte die Fraktion der Juso-Hochschulgruppe ein, bei zwei Enthaltungen wurde er einstimmig angenommen.

24. März 2016

Einrichtung eines UniCard-Ausschusses

Der neue UniCard-Ausschuss soll nach der erfolgten Urabstimmung über die Einführung und Teilfinanzierung der Einführung einer UniCard die Lage sondieren.

Diesen Antrag brachte die Fraktion der Juso-Hochschulgruppe ein. Der Ausschuss hat sieben Mitglieder. Er soll die Arbeit des Vorgänger-Ausschusses weiterführen.

24. März 2016

Einladung des Rektors

Der nicht-mehr-ganz-so-neue Rektor wird zu einem Antrittsbesuch ins Studierendenparlament eingeladen. Die Fraktionen sollen vorab Fragen einreichen, Präsidium und AStA das Event im Vorfeld groß bewerben.

Dieser Antrag wurde vom Bündnis »SparUni Bonn« gestellt. Der Rektor bekundete bereits im AKUT-Interview im Dezember sein Interesse daran, das SP zu besuchen.

24. März 2016

Einrichtung eines Ausschusses für die Belange des Studierendenwerks

Die Ausschussmitglieder sollen studentische Ansprechpartner für das Studierendenwerk (StwB) und Bindeglied zwischen studentischer Selbstverwaltung in den Wohnheimen und dem Studierendenwerk sein.

Der Ausschuss hat 9 Mitglieder. Der Antrag wurde vom damaligen kommissarischen Finanzreferenten eingebracht. Nach einem Änderungsantrag durch die Juso-HSG werden die studentischen Mitglieder des StwB-Verwaltungsrats beratende Ausschuss-Mitglieder.

24. März 2016

Kooperationsvertrag mit dem Deutschen Museum

Zum Preis von 2000 Euro jährlich für die Studierendenschaft dürfen die Studierenden der Uni Bonn kostenlos das Deutsche Museum in Bonn besuchen.

Das Deutsche Museum in Plittersdorf zeigt etwa 100 zeitgenössische Exponate aus Naturwissenschaft und Technik. Durch die Kürzung von Zuschüssen der Stadt Bonn ist es von der Schließung bedroht.

24. März 2016

Kooperationsvertrag mit dem Beethoven-Haus Bonn

Zum Preis von 2000 Euro jährlich für die Studierendenschaft dürfen die Studierenden der Uni Bonn kostenlos das Museum des Beethoven-Hauses Bonn besuchen.

Das Beethoven-Haus in Bonn ist ein Museum und Kulturinstitut, zu dem unter anderem Beethovens Geburtshaus in der Bonngasse gehört.

24. März 2016

Freitisch Syrische Studierende

Für das Jahr 2015 bezahlt die Studierendenschaft die Hälfte der Kosten (etwa 1000 Euro). Die Aktion soll auch 2016 weitergeführt und -finanziert werden.

Als »Freitisch« wurden in der frühen Neuzeit kostenlose Mahlzeiten für Studenten bezeichnet.



HINTERGRUND

Was sind SP-Beschlüsse?

Das SP als oberstes beschlussfassendes Organ beschließt grundsätzlich über alle Angelegenheiten der Studierendenschaft und überwacht die Durchführung seiner Beschlüsse.

Die Beschlüsse sind nur für die unmittelbaren Organe der Studierendenschaft iSv § 4 (der Satzung der Studierendenschaft der Universität Bonn) verpflichtend, d.h. für den AStA, die Ausschüsse und das SP selbst. Bei allen anderen Adressaten (z.B. Studierendenwerk) haben die Beschlüsse lediglich den Charakter von Empfehlungen und sind Ausdruck der Ansicht der Studierendenschaft, vgl. § 5 I Satzung der Studierendenschaft der Uni Bonn.

24. März 2016

Förderung studentischer Kinderbetreuung

Die Förderung der studentischen Kinderbetreuung wird bis zum Ende des Sommersemesters 2017 verlängert. Geld beantragen können Kindertagesstätten, -krippen, -häuser oder Elterninitiativen, die Kinder studentischer Eltern unter drei Jahren betreuen, sowie Studierende, die ihre Kinder im Alter von bis zu sechs Jahren in solchen Einrichtungen betreuen lassen.

Die letzte Verlängerung des Vertrags, der 2015 auslief, wurde 2014 beschlossen.

20. April 2016

Dienstleistungsvertrag über eine Landes-ASten-Treffen-Koordination

Der AStA der Ruhr-Universität Bochum stellt der zentralen Landes-ASten-Treffen-Koordination u.a. einen möblierten Arbeitsraum und eine finanzielle Aufwandsentschädigung zur Verfügung und erhält dafür von den beteiligten ASten Geld.

Die verfasste Studierendenschaft der Uni Bonn zahlt derzeit etwa 3000 Euro jährlich.

20. April 2016

Änderung der Studiticket-Richtlinie (RLST)

Diese Änderung der Richtlinie für die Rückerstattung des Semesterticketbeitrags enthält vor allem Anpassungen an die Rechtslage. Außerdem ist die Einführung eines Onlinesystems für die Antragsstellung geplant.

Auch hier verliert der Ältestenrat seine Funktion als Widerspruchsorgan.

3. Mai 2016

Richtlinie für die Förderung studentischer Gruppen

Diese Änderung der Richtlinie betrifft vor allem studentische Gruppen, die auf dem Kulturplenum Geld beantragen wollen.

Am Entwurf gab es viel Kritik, der Haushaltsausschuss legte eine lange Liste mit Änderungsvorschlägen vor.



DURCHGEFALLEN

Klausur mit Vorzügen

Auch an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn hört man sie hin und wieder: Klagen über den Schwierigkeitsgrad von Klausuren. Zu schwer sei diese eine Frage gewesen, und jenes sei in der Vorlesung überhaupt nur am Rande behandelt worden – wie gemein, gerade hierzu drei Aufgaben zu stellen! Überhaupt habe man viel zu wenig Zeit für viel zu viele Aufgaben gehabt. Dass Klausuren zu einfach seien, hört man von Studierendenseite hingegen nie. Anders sieht die Sache aus, wenn auf dem Klausurbogen die Lösungen direkt mit abgedruckt sind – so im letzten Semester geschehen in einer

Modulabschlussprüfung am Institut für Informatik der Uni Bonn. Zur Mehrzahl der Aufgaben lieferte die Klausur die passenden Antworten direkt mit. Eine Innovation, die für die Studierenden sicherlich überraschend war. Manch einer vermutete vielleicht auch eine hinterhältige Falle. Auch der Professor staunte nicht schlecht, als er etwas zu spät am Ort des Geschehens eintraf und in grinsende Gesichter der Studierenden blicken durfte. Es handelte sich weder um einen Publicity-Stunt der Universität, noch um ein besonders kreatives Konzept auf dem Weg zur Exzellenz-Universität, sondern natürlich um ein Missgeschick. Die Klausur wurde abgebrochen und die Studierenden bekamen mehrere Ersatztermine angeboten. Und haben nun eine Geschichte mehr zu erzählen aus ihrer wilden Studienzzeit. **Sven Zemanek**

AUFGEFALLEN

Tanz im Kreis vor der Uni

Ein Dornenkranz? Ein Funken-Lasso? Ein stilisierter Basketballkorb? Ein Schirm? Nein! »Tanz im Kreis« heißt das Metall-Kunstwerk, das seit kurzem zwischen Hofgarten und Hauptgebäude zu Interpretationen anregt – fast wie das Bleigießen am Silvesterabend. Es ist Teil eines Skulpturen-Parcours des italienischen Künstlers Marco di Piazza mit dem Titel »Dal Reno all'Università« (Vom Rhein zur Universität). Der zwei Kilometer lange Kunstpfad mit sieben Edelstahl-Kunstwerken zwischen Altem Zoll und Poppelsdorfer Schloss wird anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der Alma Mater im Jahr 2018 geschaffen. Laut Uni-Pressemitteilung streift der Bildhauer mit seinen Werken »Werte

und Themen (...), die der Universität Bonn seit jeher eigen sind«. Rhein, Universität und Stadt stünden dabei in einer »einzigartigen und für den Ort prägenden Beziehung«. Auch das bietet natürlich wieder reichlich Anlass für Interpretationen. »Tanz im Kreis« am Universitäts-Hauptgebäude? In der Sonne liegende philosophierende Studierende werden beim Anblick des Hofgarten-Ablegers sicher einen Zusammenhang zur Umgebung herstellen können. Sei es der ewige Kreislauf des akademischen Jahres, in dem wir im Rhythmus von Semestern und Klausuren tanzen, das Kreisen der Gedanken, das sich beim Brüten über einer Hausarbeit einstellen kann oder einfach die frühlinghafte Lust, das Hauptgebäude nach einer Veranstaltung zu verlassen und sich den herumliegenden, Eis essenden, ja vielleicht sogar freudentaumelnd tanzenden Massen auf der Wiese anzuschließen. **Sophie Leins**



FOTOS: ALEXANDER GRANTL / AKUT

G'schichten aus dem Hofgarten

HOFGARTEN-HISTORIE Mein Freund, der Rasen: Wenn die Hofgartenwiese sprechen könnte, würde sie uns die bewegendsten, haarsträubendsten Geschichten erzählen. Von Kartoffeln, einer halben Million Füße und Willy Brandt.

VON **EVA FÜRST** | fuerst@akut-bonn.de

Samstagmorgens, acht Uhr: das Gras auf der Hofgartenwiese ist noch ein wenig nass. Hundebesitzer stehen gähmend in Grüppchen zusammen und werfen Bälle, die dann von ihren Hunden begeistert gejagt werden. Vereinzelt zeugen kleine Müllhaufen von dem lebendigen Abend, den die Parkwiese vor wenigen Stunden erlebt hat. Im Sommersemester sieht man den Hofgarten selten leer - wann immer es das Wetter und der Stundenplan erlaubt, tummeln sich Grüppchen von Studierenden, junge Familien, Schüler, Sportgruppen, Rentner, Menschen die ihre Hunde lüften, Gitarrenspieler, Jongleure und Slackliner im Park vor dem Hauptgebäude. Trotz unmittelbarer Nähe zur Innenstadt ist die Wiese ein Ort der Entspannung, der jedem in Bonn bekannt ist. Doch wie gut kennt man den Hofgarten wirklich? Die Uniwiese hat faszinierende Geschichten zu erzählen - hier eine Auswahl.

Studierende, die vor 2012 angefangen haben in Bonn zu studieren, erinnern sich vermutlich noch an das Parkhaus, das unter dem Rasen liegt. Die Einfahrt in Rheinnähe ist seit 2012 mit einer Kette verhängen; die ebenfalls gesperrte Ausfahrt in der Nähe des Kaiserplatzes ist vermutlich etwas bekannter, da der Kaffeeroller sich direkt daneben befindet. Angeblich soll die Garage 2017 wieder eröffnet werden, bis dahin muss die Zwischendecke noch komplett erneuert werden.

Wer in den 1980ern schon in Bonn unterwegs war, wird mit dem Hofgarten die Friedensbewegung und die damit einhergehenden Demonstrationen verbinden. Am 10. Oktober 1981 versammelten sich rund 250.000 friedliche Demonstranten aus ganz Westdeutschland auf der Uniwiese, um ihrer Unzufriedenheit mit dem NATO-Doppelbeschluss Ausdruck zu verleihen. Es war die bis dato größte Demonstration

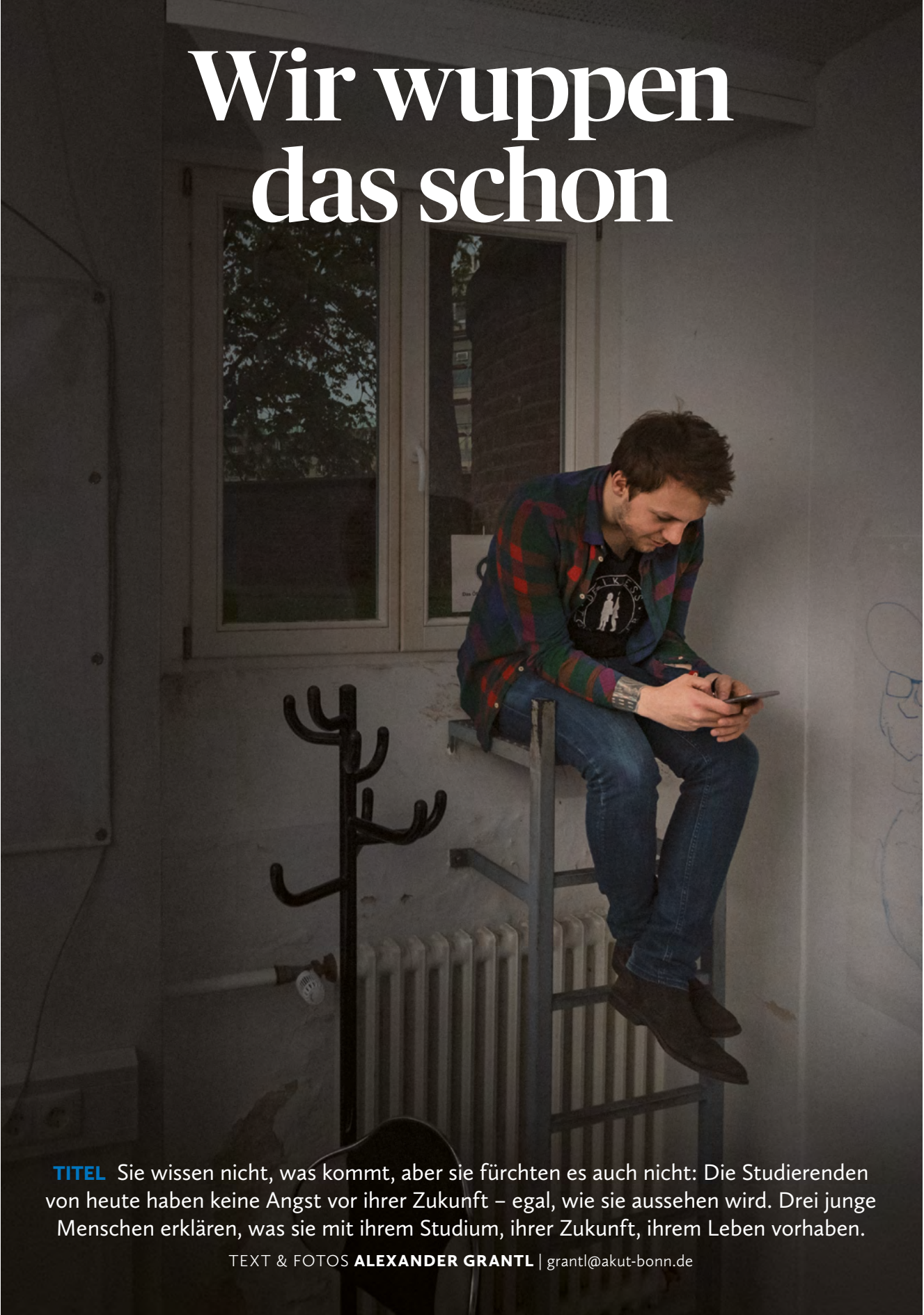


ihrer Art in der jungen Bundesrepublik Deutschland. Und auch die friedlichste, mit nur elf Verhaftungen wegen leichter Vergehen. Die Demonstranten forderten die damals noch nahe residierende Bundesregierung unter Kanzler Helmut Schmidt auf, die Aufrüstung mit Atomwaffen im Rahmen des Kalten Krieges zu stoppen. Während Redner wie Schriftsteller Heinrich Böll sich öffentlich solidarisch mit der Friedensbewegung zeigten, tauchten einige Mitglieder der SPD lieber in der Menge unter, da ihnen unter anderem mit dem Parteiausschluss gedroht wurde. Zwei Jahre später versammelten sich erneut 200.000 Demonstranten zum Höhepunkt der Proteste, um der Hauptkundgebung zu lauschen. Unter ihnen waren mehrere Bundeswehrsoldaten in Uniform, die ihrem Frust über die deutsche Politik im Kalten Krieg Ausdruck verliehen. Wieder sprach Heinrich Böll, es waren Aktivisten aus den USA angereist, die schon bei der Menschenrechtsbewegung der sechziger Jahre dabei waren. Nun war auch Willy Brandt auf der Bühne, um Kanzler Schmidt heftig zu kritisieren. Der Hofgarten bot den nötigen Platz, das Universitätshauptgebäude die Atmosphäre für den Protest gegen Aufrüstung, Krieg und blinden Zorn.

Diese Demonstrationen sind der Grund, warum der Hofgarten in die Route des »Weges der Demokratie« aufgenommen wurde. Sie sind Ende der achtziger Jahre allerdings auch Anlass dafür, die Hofgartenwiese für Großveranstaltungen wie Demonstrationen zu sperren - die Universität hatte sich vor Gericht das Hausrecht über den Platz erstritten und entscheidet seither darüber, welche Veranstaltungen vor dem Hauptgebäude stattfinden dürfen. Demonstrationen gehören nicht mehr dazu. Doch der Hofgarten hat auch dunkle Zeiten gesehen. Während der NS-Diktatur fanden hier Aufmärsche statt, während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die ehemals dekorative Parkwiese als Kartoffelacker genutzt, um die hungernde Bonner Bevölkerung zu ernähren.

Wie bereits erwähnt: Dies ist nur eine Auswahl der Ereignisse, die auf dem und um den Hofgarten herum stattfanden. Und auch, wenn es den meisten Bonnern nicht bewusst ist, dass ihre grüne Oase in der Innenstadt auch ein geschichtsträchtiger Platz ist: Die Wiese bleibt durch sie doch ein belebtes Zentrum des Stadtgeschehens, und wird als solches vielleicht sogar irgendwann wieder Schauplatz eines historischen Ereignisses. ◀

Wir wuppen das schon



TITEL Sie wissen nicht, was kommt, aber sie fürchten es auch nicht: Die Studierenden von heute haben keine Angst vor ihrer Zukunft – egal, wie sie aussehen wird. Drei junge Menschen erklären, was sie mit ihrem Studium, ihrer Zukunft, ihrem Leben vorhaben.

TEXT & FOTOS **ALEXANDER GRANTL** | grantl@akut-bonn.de

Als Gavin auf die Welt kam, waren seine Eltern gerade 21. Sie steckten mitten im Studium. Gavin wuchs nicht wie ihr Kind auf, sondern wie ihr Freund. Mit zwei Jahren spielte ihm seine Mutter das »Schlaflied« der »Ärzte« vor - den gruseligen Text verstand er nicht, aber die liebevolle Melodie gefiel ihm. Als er vier, fünf war, nahmen sie ihn mit auf Partys. Er mixte Cocktails, lernte, wie man Platten auflegt. »Das klingt trauriger, als es ist. Eigentlich war es fantastisch«, sagt Gavin. Er wurde 1989 in Oberhausen geboren. Als er in der vierten Klasse war, zogen seine Eltern mit ihm nach Mülheim an der Ruhr. Sein soziales Umfeld brach weg, seine Noten brachen ein. Für die fünfte und sechste Klasse ging er aufs Gymnasium, dann musste er auf eine Realschule wechseln - Mathe und Religion waren Schuld. Seine Mutter brachte ihn zu einem Lernpsychologen, »der feststellen sollte, ob ich zu doof war.« War er nicht, aber trotzdem lief es auf der Realschule nicht gut. In der achten Klasse blieb er sitzen - Französisch. Er begann, sich sozial zu entdecken: grüne Haare, Theater-AG, Schulsprecher, »das volle Programm«, wie er es nennt. In der zehnten Klasse wechselte er mit einem 2,0-Schnitt auf eine Gesamtschule. Wegen Mathe und Physik verfehlte er dort die Qualifikation fürs Abitur, musste ein Jahr wiederholen. »Da habe ich dann richtig reingehauen und das Abi endlich mit 3,1 bestanden.«

21 Jahre im Schnelldurchlauf. Heute ist Gavin 27. Er sitzt zurückgelehnt im Studio vom Campusradio bonnFM. Er ist Chefredakteur des Senders, sitzt im Vorstand und moderiert hier regelmäßig. »Ich war nie ein Vorzeigeschüler, aber immer der Klassenclown«, sagt er amüsiert und spielt mit einer Wasserflasche. Achtmal musste er in seiner Kindheit eine neue Schulklasse kennenlernen, fünfmal davon war er »der Neue«, musste sich in eine bestehende Klasse eingliedern. »Am Anfang war das schwierig, aber im Laufe der Zeit hat es immer besser funktioniert. Heute nehmen Führungskräfte Kurse, um Social Engineering zu lernen. Ich habe es mir selbst beigebracht.«

Wer Gavin fragt, was er studiert, muss ein wenig Zeit mitbringen. Eingeschrieben ist er für Germanistik, vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft, im Nebenfach katholische

Theologie. »Zuerst dachte ich auch: Germanistik ist genau mein Ding.« Nach dem ersten Semester hat er aber keine Lehrveranstaltung mehr belegt. »Ich hatte ein Seminar, für das ich innerhalb eines Semesters zwölf Romane hätte lesen müssen. Da wusste ich schnell: Das ist nichts für mich.« Er ist nicht der Typ, der sich in die Bibliothek setzt und Hausarbeiten schreibt. Als er mit der Schule fertig war, leistete er zunächst Zivildienst bei der Aids-Hilfe in Köln. Das findet man bei Menschen in Gavins Alter immer seltener: Zwischen 2001 und 2013 sank die Zahl der Studierenden, die einen Zivildienst aufnahmen, von 48 Prozent auf 32 Prozent. Das steht im sogenannten Studierendensurvey, den die Universität Konstanz alle zwei, drei Jahre für das Bundesbildungsministerium durchführt. Im Anschluss an seinen Zivildienst begann Gavin eine Ausbildung zum Veranstaltungskaufmann, auch bei der Kölner Aids-Hilfe. Er lernte, wie man Veranstaltungen organisiert, Cha-

rity-Events, wie die Kölner Aidsgala. »Vorbereiten, durchführen, nachbereiten - das ist der Dreiklang des Veranstaltungskaufmanns«, erklärt er. Dass Studierende an Universitäten vor ihrem Studium eine berufliche Ausbildung aufgenommen haben - wie Gavin - ist selten. Es trifft nur auf etwa 12 Prozent zu. Das ist nicht neu - immer mehr junge Menschen steigen direkt nach ihrem Abitur in das Studium ein: 1993 waren es 44 Prozent, 2003 schon 50 Prozent und 2013 bereits 60 Prozent. Berufsausbildungen, Berufstätigkeiten, Wehr- oder Zivildienst vor dem Studium werden immer seltener.

2014 schloss Gavin seine Ausbildung ab - mit Bestenehrung. »Ich war nicht schlecht in dem Beruf, aber für mich war es nicht das Richtige. Ich dachte, Excel und so - das kann nicht alles sein. Ich bin eher kreativ und möchte mich verwirklichen - das konnte ich als Veranstaltungskaufmann nicht.« Also entschied er sich für das Studium. Eine falsche Entscheidung.



Gavin, 27



Lisa, 22

Lisa war ein schüchternes Kind. Oft waren es ihre Eltern, die Freundschaften für sie knüpften. Als sie fünf war, trennten sich die Eltern. Für Lisa kein großes Thema - Mutter, Vater und eine Stiefmutter, sie fühlte sich nie allein. Sie erzogen sie fürsorglich, ohne es zu übertreiben. Ihre Mutter und ihre Stiefmutter lasen ihr vor, die »Wilden Hühner« von Cornelia Funke, die liebt Lisa immer noch. Bis heute stehen die Bücher in ihrem Regal. Oft gingen ihre Eltern mit Lisa ins Museum, Bildung war ihnen wichtig. Und, dass Lisa ein sozialer Mensch wird: »Es lag ihnen am Herzen, dass ich verstehe, dass die Menschen unterschiedlich denken. Dass ich niemanden vorschnell verurteile.« Weltoffen sollte ihre Tochter werden, selbstbewusst auch. Und an ihrer Verpeiltheit arbeiten, nicht mehr so häufig zu spät sein. Mit 13 trug sie Baggy Pants und Krawatten, schminkte

sich mit Kajal - ihre Avril Lavigne-Phase. Die Mitschüler fragten, ob sie sich Edding um die Augen geschmiert habe oder Daniel Kübelböck imitiere. Irgendwann begeisterte ihr Vater sie für Phil Collins, Bruce Springsteen und U2, mittlerweile ist sie musikalisch für fast alles offen. Auch für Klassik - aber nur Tschaikowski.

Lisa wurde 1993 in Köln geboren, heute wohnt sie in Brühl, in einer Wohngemeinschaft mit ihrer Mutter. Sie nennt das »Mädels-WG« und lacht. Weil sie ihrer Mutter nicht immer auf der Tasche liegen will, zahlt sie ihr Miete. »Es ist nicht ideal, aber es funktioniert«, sagt Lisa. Bisher hat sie noch nicht alleine gelebt. Das gilt für ihre Altersgruppe als typisch: Fast 40 Prozent der 22- bis 25-Jährigen leben noch bei ihren Eltern, mehr als früher. Vor ein paar Jahren suchte Lisa nach einer Wohnung in Köln, viele ihrer Freunde

zogen dorthin. »Es war aber unmöglich, eine bezahlbare Wohnung zu finden.«

Lisa studiert im ersten Semester das Master-Studienfach English Literatures and Cultures, vor einem Jahr schloss sie ihr Bachelorstudium ab: sieben Semester Germanistik. Das ist keine ungewöhnliche Wahl für junge Frauen wie Lisa: Anglistik, Germanistik und Romanistik sind in ganz Deutschland frauendominiert - in der Anglistik finden sich zu 88 Prozent, in der Germanistik zu 81 Prozent Frauen. Auch heute noch folgen junge Menschen traditionellen Mustern, wenn sie ihr Studienfach wählen - Frauen wie Männer: Ingenieur- und Naturwissenschaften werden an deutschen Universitäten zu 72 Prozent von Männern studiert, Physik zu 81 Prozent, Informatik zu 80 Prozent. Das zeigt der Konstanzer Studierendensurvey genauso wie die Zahlen des Statistischen Bundesamts.

Ihre Bachelorarbeit schrieb Lisa über das Nibelungenlied. Irgendwann wurde das ziemlich ermüdend, das ganze Germanistikstudium hatte sie nie so wirklich gepackt. Sie hatte ihr Studium direkt nach dem Abitur begonnen: »Vom einen Lernen ins andere Lernen«, sagt sie. »Als ich meine Bachelorarbeit endlich fertig hatte, musste ich dann einfach mal raus.« Eine Woche, nachdem sie die Arbeit abgab, flog Lisa für sechs Monate nach Las Vegas.

Monika war noch nie in Las Vegas. Aber in Bornheim, wo sie aufgewachsen ist. Sie war ein zufriedenes und anständiges Kind, hat ihren Eltern kaum Probleme gemacht, sie mussten selten mit ihr schimpfen. Mit sechs Jahren begann sie Blockflöte zu spielen, auch auf Wettbewerben, ihre strenge Musiklehrerin bestand darauf. Fragt man Monika nach ihrer Kindheit, muss sie lange überlegen. Dann sieht sie aus dem Fenster, verzieht den Mund und sagt knapp: »Ich hatte immer alles, was ich wollte. Klar, auch materiell, aber vor allem Liebe und Zuneigung. Davon war viel da. Kann nicht klagen. Familie war gut.« Ihre Eltern ließen ihr viele Freiräume, Monika lernte früh, eigene Entscheidungen zu treffen. »Sie wollten vor allem, dass ich glücklich bin.«

So verschieden ihre Lebenswege auch sind, eines eint Gavin, Lisa und



Monika, 23

Monika: Sie beschreiben ihre Kindheit als glücklich. Das ist typisch - 92 Prozent der 12- bis 25-Jährigen beschreiben das Verhältnis zu ihren Eltern mindestens als gut. Selbst Kinder, deren Eltern sich geschieden haben - wie Lisas. Auch geschiedene Eltern sorgen in der Regel weiterhin gut für ihre Kinder. Das ist ein Ergebnis der Shell Jugendstudie 2015, die etwa alle vier Jahre ein umfassendes Bild der jungen Menschen in Deutschland zeichnet. Diese jungen Menschen sind heute vor allem die Kinder der 68er-Generation und ihrer Nachfahren. Der Jugendforscher Prof. Klaus Hurrelmann, der an der Shell Jugendstudie mitarbeitete, erklärt in der Studie den Zusammenhang: Während die 68er gegen die verstaubten Verhältnisse rebellierten und sich auch gegen ihre Eltern auflehnten, wollen sie den eigenen Kindern keinen Anlass zum Aufstand geben. Die Eltern erwarten zwar Leistung von ihren Kindern, bieten ihnen dafür aber auch länger ein harmonisches Zuhause.

Monika wohnt heute nicht mehr bei ihren Eltern. Als sie im dritten Semester war, zog sie aus. Von Bornheim in Bonns Nordstadt, etwa zehn Kilometer auseinander, in ein privates Studentenwohnheim. Dort hat sie 20 Quadratme-

ter für sich, eine gute Verkehrsanbindung und ist zufrieden. Sie studiert den Master of Mathematics, ein englischer Titel, denn die Mathematik in Bonn hat einen guten Ruf und viele internationale Studierende. Nebenbei gibt Monika Tutorien, meist für Informatik- und Lehramtsstudierende, und hilft bei der Korrektur von Klausuren. So verdient sie ihre Miete und muss ihren Eltern nicht auf der Tasche liegen.

Dass Monika nach dem Abitur studiert, war für sie keine Frage. »Die Schule hat mich nie genug gefordert. Ich wollte wissen, wo meine Grenzen liegen«, sagt sie und deutet mit ihren Unterarmen eine Schranke an. Dass Mathematiker gute Aussichten auf dem Arbeitsmarkt haben, ist für Monika ein glücklicher Zufall: »Ich musste mich nie entscheiden, zwischen dem, was ich konnte und dem, was gut für mich ist.« Wie Monika gibt es immer mehr Studierende, die von vorneherein wissen, dass sie nach der Schule ein Studium aufnehmen möchten: Ihre Zahl stieg von 51 Prozent in 2001 auf 58 Prozent im Jahr 2013. Und Kinder wie Monika, deren Eltern ebenfalls studiert haben, treffen die Entscheidung für ein Studium viel sicherer als Abiturienten aus bildungsfernen Elternhäusern.

Sich einer Entscheidung sicher sein - das ist so eine Sache. Als Lisa die Zusage bekam, dass sie für ein paar Monate in einem Hostel in Las Vegas arbeiten konnte, war sie sich ihrer Entscheidung sehr sicher. Als sie dann auf dem Hinflug am Flughafen von Chicago strandete, nicht mehr so ganz. »So lange war ich noch nie aus Deutschland weg. Das war was ganz Besonderes«, sagt Lisa. Sie redet immer schnell und viel, aber wenn es um »die Staaten« geht, sprudelt sie vor Begeisterung. Zweimal war sie für je drei Monate in Las Vegas - im letzten Sommer und noch einmal von Dezember bis März. Mit ihrem Besuchervisum durfte sie sich nur längstens drei Monate in den USA aufhalten. Im kleinen »Hostel Cat« arbeitete sie zuerst an der Rezeption - Gäste begrüßen, sie animieren, beim abendlichen Ausflug mitzukommen. Kundenkontakt war Lisa gewohnt, in Brühl arbeitet sie an der Kasse eines Buchgeschäfts, davor an der Kasse der Kölner Pferderennbahn. Bei ihrem zweiten Aufenthalt wurde sie zum »Head of Housekeeping« - den anderen Anweisungen geben, auch mal kritisieren - selbst im freundschaftlichen Ton fiel ihr das nicht immer leicht. Für ihre Jobs wurde sie nicht



bezahlt, aber konnte kostenlos im engen Personal-Schlafraum des Hostels wohnen. Mit ihr waren zwanzig andere junge Menschen im Hostel beschäftigt, die aus der ganzen Welt kamen: »Das war wahnsinnig interessant - so viele verschiedene Persönlichkeiten, Sprachen, Kulturen, mit denen man lange zusammenleben muss.«

Seit April läuft ihr Masterstudium in Bonn. Es macht ihr viel Spaß, sie liebt die englische Sprache, den Austausch über englische Literatur. »Aber ich studiere den Master auch, weil ich das zu Ende bringen will, was ich angefangen habe. Der Abschluss wird eine gute Basis sein.« Für die Sozialforscher der Uni Konstanz ist das eine besonders wichtige Frage. Warum entscheiden sich Studierende für ihr Studienfach? Der Hauptgrund ist tatsächlich das Interesse an ihrem Fach - mit 74 Prozent. Dann folgen Faktoren wie die eigene Begabung (60 Prozent) und die Vielfalt von beruflichen Möglichkeiten (48 Prozent). Motive wie ein hohes Einkommen (28 Prozent) oder die Aussicht auf eine Führungsposition (16 Prozent) rangieren weiter hinten. Dies gilt für Studierende an Universitäten. Studierende an Fachhochschulen legen dagegen mehr Wert auf ein hohes Einkommen (37 Prozent) und die Aussicht auf eine Führungsposition (30 Prozent).

Führungsposition?« Monika lächelt. In einer Führungsposition kann sie sich noch nicht vorstel-

len. »Im Studium fühle ich mich von allem fern, was man Arbeitswelt nennen könnte«, sagt sie. Ihre Noten sind Monika wichtig. Sie lernt nicht »auf Bestehen«, sondern so viel, wie sie kann. »Aber selbst dann bekommt man keine 1,0. Eigentlich muss man noch mehr lernen, als es geht.« Monika sagt, ihr geht es nicht so sehr darum, am Ende ein gutes Masterzeugnis zu bekommen. Es ist ihr eigener Ansporn, das »schöne Gefühl«, wenn man in der Prüfung eine 1 hat. Bei Lisa ist das ähnlich: Ein gutes Masterzeugnis ist zwar eine tolle Sache, aber ein Arbeitgeber, dem die Note wichtiger ist als Charakter und Engagement des Bewerbers - nein, das findet sie blöd. »Es ist wichtig, mit der eigenen Persönlichkeit zu überzeugen, nicht mit der Note.«

Ein Bachelor- oder Masterzeugnis hatte Gavin nicht, um seinen Arbeitgeber zu überzeugen. Er arbeitet als freier Autor für den Online-Auftritt eines öffentlich-rechtlichen Radiosenders. Immer wieder moderiert er auch verschiedene Veranstaltungen - im Juli etwa eine Pyrotechnik-Show in Bottrop. Oder seine eigene kleine Late-Night-Show, die er mit Freunden ein paar Mal im Jahr vor Publikum präsentiert. Oder eine Radio-Talkshow, die aber nur im Internet läuft. Mit diesen Projekten verdient er nicht immer Geld, oft kostet es ihn sogar welches. Gelegentlich ist er auch noch in seinem gelernten Beruf als Veranstaltungskaufmann unterwegs.

Mit 21, direkt nach dem Abitur, war er bei seinen Eltern ausgezogen. Er landete in einer WG in Köln, die sich nur über das Internet zusammengestellt hatte. Eine schlechte Idee, einer der Mitbewohner »war eine soziale Katastrophe«, sagt Gavin. Danach wohnte er mit seiner damaligen Partnerin zusammen, dann allein. Heute lebt er mit seiner Freundin in der Bonner Altstadt. Und Gavin lebt im Internet. Aber nicht alleine: Bei Twitter folgen ihm über 2.000 Menschen, die täglich seine pointierten 140-Zeichen-Botschaften lesen. Seit zehn Jahren gibt es Twitter, seit acht Jahren ist er dabei. Er hat einige seiner besten Freunde dort kennengelernt, seinen Job gefunden. »Ich profitiere mittlerweile mehr von Twitter, als Twitter von mir.« Sein Vater ist Softwareentwickler, den ersten Computer bekam Gavin mit sechs Jahren,

da veröffentlichte Microsoft gerade Windows 95. Mit zehn meldete Gavin bei WEB.de seine erste E-Mail-Adresse an - eine seiner frühen Erinnerungen ans Internet. 2001 registrierte er sich bei ICQ, seine Nummer kennt er noch heute. Neun Stellen, vorne eine 1 - etwas Besonderes. Seine Freunde meldeten sich erst später an und bekamen viel längere Nummern.

Das erste Handy bekam Gavin mit elf. Ein NOKIA 33 10, robust, aber nicht mehr als ein Gerät zum Telefonieren, SMS schreiben und Snake spielen. Lisa und Monika haben ähnliche Erinnerungen an ihr erstes Mobiltelefon. Das nutzten sie vor allem, um mit den Eltern zu telefonieren - Bus verpasst, Turnbeutel vergessen, früher Schule aus. Kein Spielzeug, kein allgegenwärtiges Lexikon oder Unterhaltungsinstrument. Heute haben sie alle drei ein Smartphone.

Gavin hat sein iPhone immer im Blick, kein Wunder, er bekommt im Sekundentakt Benachrichtigungen. Er nutzt Snapchat, Instagram, Periscope, Flickr, vor allem aber Twitter und Facebook. Nur Tumblr und Pinterest mag er nicht. Gavin ist ein Meister des Social Webs. Das ist der Teil des Internets, den 90 Prozent der 12- bis 25-Jährigen regelmäßig nutzen, 57 Prozent mindestens einmal am Tag. Damit liegen die sozialen Netzwerke weit vorn in der Gunst der jungen Menschen. Nur 37 Prozent nutzen das Internet hingegen mindestens einmal in der Woche, um sich über Politik und Gesellschaft zu informieren, viel häufiger hören sie online Musik, chatten oder spielen. Dabei stehen viele junge Menschen den sozialen Medien eigentlich kritisch gegenüber, auch das zeigt die Jugendstudie von Shell: 61 Prozent der 22- bis 25-Jährigen sind sich bewusst, dass Konzerne wie Facebook mit den Nutzerdaten viel Geld verdienen. Die jüngeren Nutzer sind weniger kritisch.

Kritisch gering ist auch das Interesse an Politik: Zwar stieg es bei den 12- bis 25-Jährigen in den letzten Jahren auf 41 Prozent in 2015, während es 2010 noch bei 36 Prozent lag - doch viel ist das nicht. Gavin ist politisch. Anders geht es nach seinem Verständnis auch gar nicht: »Man kann nichts Unpolitisches machen. Alles ist politisch.« Diese Auffassung nennt Jugendforscher Hurrelmann charakteristisch für diese Gene-

ration: Die jungen Menschen begreifen Politik stärker denn je als ganzheitlich - nicht mehr als die klassische, abgegrenzte Parteipolitik. Eine gemeinsame Solidarisierung, die sich früher schon mal in großen Demonstrationen äußerte, kennt diese Generation nicht mehr, schreibt Hurrelmann. Wenn sie Engagement zeigt, dann »aus einer Mischung aus Eigeninteresse mit dem Ziel der Selbstentfaltung und der Erwartung, auf diese Weise würde indirekt auch die Gesellschaft profitieren.«

Studieren, arbeiten, verreisen - das alles verändert sich, wenn man Kinder hat. Gavin, Lisa und Monika wünschen sich Kinder. Noch nicht jetzt sofort, aber wenn es finanziell möglich ist, wenn der Job passt, wenn der richtige Moment da ist, dann schon. In ihrer Altersgruppe geht der Kinderwunsch allerdings zurück: Von den 12- bis 25-jährigen Befragten der Shell-Studie wünschen sich nur noch 64 Prozent Kinder, 2010 waren es 69 Prozent. Und wie wichtig ist eine eigene Familie für das persönliche Glück? Auch hier ist der Zuspruch seit 2010 gesunken, besonders die männlichen Befragten machen ihr Glück nicht mehr so stark von einer eigenen Familie abhängig.

Egal, ob Kinder oder nicht - wichtig ist den jungen Menschen auch eine gute Arbeit. Darunter verstehen sie nicht nur ein hohes Einkommen, sondern auch Faktoren wie die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung. »Weiche Faktoren« nennt das der Sozialforscher Hurrelmann. Dass junge Menschen viele Erwartungen an ihren Arbeitgeber haben, ist eine neue Entwicklung, die in der aktuellen Jugendstudie zum ersten Mal untersucht wurde: »Und da kommt heraus, dass natürlich in Zeiten unsicherer Arbeitsverträge Sicherheit ganz oben steht. Auch andere Dinge, wie guter Verdienst und ein angenehmes Arbeitsverhältnis spielen eine große Rolle«, schreibt Hurrelmann. Aber eben auch die weichen Faktoren: persönliche Erfüllung, Entfaltung und Spaß an der Arbeit. Menschen, die von ihren Eltern gut umsorgt wurden, erwarten das auch von ihrem Arbeitgeber. Vor allem von jungen Frauen werde zudem die Vereinbarkeit von Beruf und Familie thematisiert. »Für mich ist das absolut kein Widerspruch«, sagt Moni-



ka. Auch Gavin und Lisa wollen von ihrem Arbeitgeber nicht gezwungen werden, sich für eines zu entscheiden. »Ich denke, die Unternehmen werden merken, was hier für eine selbstbewusste Generation kommt, darunter immer mehr Frauen«, schreibt Hurrelmann. Für ihn ist klar: Diese Generation will sich und ihre individuellen Wünsche, Ziele und Kompetenzen in den Beruf einbringen: »Und Unternehmen, die das nicht anbieten können, werden in den kommenden Jahren ganz große Schwierigkeiten haben, hochqualifizierte junge Leute zu bekommen.«

Wenn das Wintersemester beginnt, will Gavin kein Student mehr sein. Der Status als »Passivstudent« macht ihn nicht glücklich. Er will seine freie Mitarbeit für den Radiosender vorantreiben. »Und dann? Mal sehen.« Große Pläne für die Zukunft macht er nicht. Hat er Angst vor der Zukunft? »Nö. Ich hab Bock. Ich freue mich auf meine Zukunft.« Das sehen 61 Prozent der jun-

gen Menschen ähnlich. Sie blickten 2015 optimistisch in die Zukunft, mehr als 2010 (59 Prozent), mehr als 2006 (50 Prozent) und mehr als 2002 (56 Prozent).

Die Zeit in Las Vegas hat Lisa verändert. Die Mentalität dort hat ihr geholfen, nicht immer alles zu skeptisch zu sehen. »Früher hatte ich so eine ›Alles geht schief‹-Einstellung. Das hat sich geändert. Heute sage ich deutlich häufiger ›Das wird schon.« Auch sie macht sich noch keine Gedanken über die Zeit nach dem Studium. »Wenn man keinen Plan hat, kann der auch nicht schiefgehen. Aber vielleicht bin ich eines Tages mal nicht mehr in Deutschland. Wer weiß.«

Auch Monika ist eher mit der Gegenwart als der Zukunft beschäftigt. Gerade hat sie ihre Masterarbeit angemeldet - Abgabe ist im Mai 2017. »Eine gewisse Vorstellung meiner Zukunft habe ich zwar. Aber was heißt das schon? Es kann sich einfach so viel ändern. Ich bin frohen Mutes, dass nichts Schlechtes auf mich wartet.«

Mittelmäßig

Dschogger

Am Rhein spazieren? Nee! Am Rhein joggt man! Vor, hinter, neben einem - überall joggen sie. Unangenehm ist das immer dann, wenn der vorbeiziehende Hobbysportler seinen Duft zurücklässt. Egal, ob Deo- oder Schweißgeruch - man duftet doch nicht einfach wehrlose Fußgänger zu und haut dann ab. Und ein Crescendo von Ein- und Ausatmen kündigt von hinten bereits den nächsten Läufer an. Zu Spit-

zenzeiten ist es fast, als wäre man in einer Endlosschleife des Commerzbank-Werbepots mit der joggenden Kapuzenjackenfrau gefangen. Ja. Naja. Gut, ich bin ehrlich: Es sind nicht die Jogger, die mich stören. Sondern, dass mich ihre Anwesenheit ständig daran erinnert, dass ich eigentlich selbst joggen müsste. Aber dann könnte ich mich ja nicht mehr über Jogger empören. Höchstens über die Fußgänger, die sich über Jogger empören.

Alexander Grantl

Schön hier



Stadtbahngespräche

Dienstag, 8.35 Uhr, Linie 66. Auf halber Strecke kommt die Bahn im Tunnel zum Stehen. Nach ein paar Minuten fährt sie weiter und erreicht die Haltestelle. Eine mittelalte Frau steigt verängstigt aus, geht dann entschlossen nach vorne zum Fahrer, und schreit zornig: »Wenn Sie einfach so stehen bleiben, hat man Angst! So allein im Dunkeln!« Der Fahrer erwidert trocken: »Na, Sie sind heute morgen schon 'n bisschen verrückt, was?«, und fährt weiter.

Stimmt schon.



Was hat Rieka (19, Physik) wirklich gesagt?

- 1 Als Säugling war ich bei einem AC/DC-Konzert auf der Bühne.
- 2 An den Wochenenden nehme ich als »holde Maid« an mittelalterlichen Life Action Role Playings teil.
- 3 Ich war zur Hochzeit von William und Kate eingeladen.

HINWEIS: — BONN IST WITZIG —

»Kesse den schon: Kesse einen, kesse alle!«

»Nein, den kenn ich nicht.«

»Wie? Den Kessenich?«



VON PHILIPP BLANKE

Blühen die Kirschblüten schon? Kann mir das einer sagen?? Guck doch selbst. Ich hab ja gehört sie blühen schon. Kommst du eigentlich zum Kirschblütenfest? Pah, alles nur noch Kommerz. Fünf Euro Standgebühr! Heute ist die Altstadt durch und durch gentrifiziert! Also ich verlaufe mich in der Altstadt eigentlich immer. Treffen wir uns vorm Lichtblick? Die Altstadt ist ja auch gar nicht die Altstadt. Die eigentliche war früher zwischen Kennedybrücke und Beethovenhalle. Das muss man nämlich wissen, wenn

man heute über die sogenannte »Altstadt« spricht. »Es heißt, die Heerstraße wird in den Internet-Charts unter den zehn schönsten Alleen der Welt gelistet. (...) Die Tourismus & Congress GmbH kommuniziert den Blütetermin vorab an die entscheidenden Reiseveranstalter aus China und Japan.« Kannst du noch ein Stück zur Seite? Mehr. Noch mehr. Neig dich mehr nach links. Weiter. Klick. Was fällt Ihnen ein die Straße zu blockieren?! Aber die Kirschblüten! Hatschi! Pollenallergie.

Kinderbilder

Manchmal seh ich dieses wirklich komplett sinnentleerte Leben wie die Bilder, die an Wänden von den Kindergärten kleben:

Mag ja Mühe hinterstecken, aber ist man einmal ehrlich, siehst im Grunde scheiße aus und nach der Kindheit wirts entbehrlich.

Florian Eßer



Anmerkung des Autors:
Wein ist fein – Heroin? Nein!

Florian Eßer

Hasslikon

Re|fe|rat, das;

(lat. referre: übertragen, mitteilen) ist ein Vortrag, der vor einer Gruppe geistig abwesender Mitstudenten gehalten wird. Als sogenannte Studienleistung sind R. oft Voraussetzung für die Teilnahme an der schriftlichen Überprüfung auswendiggelernter Inhalte (der ↑Klausur).

Übertragen werden bei einem R. keine Inhalte, sondern virtuelle Folien an eine beschmierte Wand. Auch die früher übliche Bewertung des Vortragsstils ist längst überflüssig, da sich Referenten heutzutage nicht vorbereiten und ihren bzw. den Text auf den Folien mit dem Rücken zum Publikum unmotiviert runterlesen.

Sowohl bei Einzel-, als auch bei Gruppenreferaten arbeitet genau eine Person; letztere sind folglich effektiver, denn während einer für vier arbeitet, können sich die anderen mit wichtigeren Dingen - wie mit ihren Handys - beschäftigen.

R. bieten zahlreiche Vorteile: Da niemand zuhört, fühlt sich der Vortragende auch nicht beobachtet oder muss sich gar auf Kritik einstellen. Der Dozent indessen ist dankbar für jedes R., erspart es ihm doch die Vorbereitung seiner Veranstaltungen sowie das lästige Reden vor vielen Zuhörern, vor dem es ihm bereits als Student bei R. gegraut hat.

SCHON gewusst?

- 1) Die Security-Firma, die während der Klausurphase in der ULB aufpasst, ist eigentlich angestellt, um einen nahen Verwandten von Nordkoreas Diktator Kim Jong-un zu beschützen, der undercover den Master of European Studies absolviert.
- 2) Der Frühling in Bonn war deshalb so wechselhaft, weil sich Chemtrails am Funkturm der Telekom verfangen haben.
- 3) Anstatt die Schwimmbäder der Stadt Bonn zu sanieren, hat sich die Stadtverwaltung dazu entschieden, das Gewächshaus des Botanischen Gartens zu fluten und als Erlebnisbad zu eröffnen.

Langer Weg durch die Bürokratie

FLÜCHTLINGE Erst gab es nur ein Banner für »Weltoffenheit und Toleranz«, nun hat die Uni Bonn ein Förderprogramm für studieninteressierte Flüchtlinge gestartet. Auch der AstA versucht mithilfe einer speziellen Sprechstunde zu vermitteln.

VON **JULIANE SPRICK** | sprick@akut-bonn.de



Engagierte Mitglieder der »Initiative für Flüchtlinge« versuchen, mit ihrer Sprechstunde zu helfen

Sie sind geflüchtet vor Krieg, Unterdrückung und Armut. Millionenfach haben sich Menschen, vor allem aus Vorderasien und Afrika, in den letzten Jahren auf den Weg nach Europa gemacht. Viele von ihnen erhoffen sich hier ein besseres Leben. Es sind Menschen aus allen Bildungs- und Gesellschaftsschichten: engagierte Oppositionspolitiker, Ärzte, Lehrer, ebenso wie Männer und Frauen ohne jeglichen Schulabschluss. Es sind vor allem aber viele junge Menschen, die im Moment nach Deutschland kommen. Unter ihnen finden sich natürlich auch einige, die in ihren Heimatländern bereits studiert haben oder gerade frisch ihren Schulabschluss in der Tasche hatten.

Sie wünschen sich, ihre Ausbildung an der Uni fortzusetzen, um anschließend ins Berufsleben zu starten.

Doch wie kommt man als Geflüchteter an die Uni? Welche Voraussetzungen müssen für die (Wieder-)Aufnahme eines Studiums erfüllt sein? Wie relevant ist der Asyl-Status in dieser Frage? Was ist mit der Sprachbarriere? Fragen über Fragen wirft dieses Thema auf. Es ist Flüchtlingen möglich, an einer deutschen Universität zu studieren. Doch der Weg ist lang und steinig. Denn erst langsam beginnen sich auch die Universitäten mit dem Thema intensiver auseinanderzusetzen. Mit dem aktuellen Sommersemester ist jetzt ein spezielles Programm unter dem Namen »Förde-

rung der Integration in das Studium« gestartet. »Mit dem FdIS wollen wir Flüchtlingen den Einstieg in das Studium erleichtern«, so Prof. Dr. Michael Hoch, Rektor der Universität am Rande der Ringvorlesung »Migration als Herausforderung und Chance«. Das FdIS bietet an einem Studium interessierten Flüchtlingen eine Art sechsmonatiges Vorkursprogramm, inklusive eines Aufbausprachkurses in Deutsch ab Stufe B1. Mitte März hatten sich bereits die ersten 15 Interessenten gefunden. Die Teilnahme an dem Projekt garantiert allerdings niemandem einen späteren Studienplatz, wie es auf der Internetseite der Uni heißt. »Es sollen keine Sonderregeln geschaffen werden«, er-

In 140 Zeichen auf den Punkt.

klärte der Rektor auf Nachfrage.

Grundsätzlich gilt: Für ein Studium kann sich jeder bewerben, dessen Status anerkannt ist, also dessen Asyl-Antrag genehmigt, dessen Antrag in Bearbeitung ist oder wer offiziell geduldet wird. Anschließend hat man die gleiche Chance auf einen Platz wie andere internationale Bewerber. Ihnen stehen per Gesetz fünf Prozent der Studienplätze zu. Die Quote bestimmt das Land Nordrhein-Westfalen. Hinzu kommen natürlich eine Hochschulzugangsberechtigung und eine nachgewiesene Kenntnis der deutschen Sprache auf B1-Niveau.

An all diese Nachweise zu kommen, all die notwendigen Stellen anzufragen und Anträge auszufüllen ist jedoch gar nicht so leicht. Jeder von uns, der beispielsweise schon mal einen BAföG-Antrag ausgefüllt oder das Bewerbungsprozedere für ein ERASMUS-Semester durchgestanden hat, weiß, wie verwirrend und kompliziert solche Formularberge sein können. Das dachten sich letzten Herbst auch Lisa Kugele und ihre drei Mitstreiter, als sie die Idee für die »StartStudy«-Sprechstunde hatten, die der AStA nun seit etwa zwei Monaten anbietet. Lisa Kugele erklärte das Konzept folgendermaßen: »Unsere Arbeit ist es hauptsächlich, den Stand der Dinge festzustellen. Wo liegen die Probleme? Wie können wir den Leuten helfen? Wir kennen die entsprechenden Beratungsstellen, Ämter und Einrichtungen und haben die Möglichkeit sie so gezielt an die richtigen Ansprechpartner zu vermitteln.«

Die Sprechstunde ist in der Kooperation mit der Hochschulgruppe »Initiative für Flüchtlinge«, entstanden. Die IfF gründete sich bereits im Sommer 2015. Sie organisiert Ausflüge, veranstaltet Grillfeste und Filmabende. »Unser Ziel ist es, die Leute in unserem Alter aus den Heimen rauszuholen«, erläuterte Lisa Kugele die Motivation der Initiative, die sie selbst ins Leben gerufen hat.

Die Sprechstunde ist daher ein weiterer logischer Schritt. Sie findet an drei Nachmittagen pro Woche in den Räumen des AStA in der Nassestraße statt. Wenn möglich, erfolgt die Beratung dreisprachig, auf Deutsch, Englisch oder Arabisch. »Arabisch ist neben Englisch die Sprache, auf der wir mit den Besuchern unserer Sprechstunde am ehesten kommunizieren können«,

beschreibt die Masterstudentin der Politikwissenschaft die Arbeit in der Sprechstunde weiter. »Es sind übrigens gar nicht unbedingt die typischen Berufe, die immer in den Medien herumgeistern. Nicht alle, die zu uns kommen, wollen Ärzte oder Juristen werden. Es ist sehr gemischt. Viele wollen später gerne als Lehrer arbeiten. Am häufigsten ist aber der Wunsch, überhaupt die Möglichkeit bekommen zu studieren.«

Trotz ihrer kurzen Laufzeit wird die Sprechstunde gut angenommen: »Mal kommen mehr, mal weniger - das ist tagesabhängig.« Dass aber niemand käme, passiere eher selten. Im Übrigen kämen nicht unbedingt nur Studieninteressierte. Viele kommen zusammen mit ihrer Familie oder Bekannten und bitten auch häufig um Hilfe bei allgemeineren Problemen, bei der Suche einer Wohnung oder bei Behördengängen. Sogar von der Universitätsleitung bekommt das »StartStudy«-Projekt Zusage: »Wir unterstützen die Initiative mit ihrer Sprechstunde«, beantwortete Rektor Hoch die Frage, ob auch die Univerwaltung selbst nun ihr Beratungsangebot erweitern will. »Hab ich noch nie gehört, den Satz«, reagierte Lisa Kugele etwas überrascht auf diese Äußerung. Sie würde sich aber durchaus darüber freuen. Generell sei es ihr ein Dorn im Auge, dass den Flüchtlingen viele unnötige bürokratische Steine in den Weg gelegt würden: »Es gibt in Nordrhein-Westfalen kein einziges staatliches Studienkolleg, an dem man auch nach seiner Schulzeit sein Abitur nachholen oder die alternative Feststellungsprüfung ablegen kann«, ärgert sie sich.

Dennoch können wir bestimmt schon bald den ein oder anderen Flüchtling mehr unter uns Studierenden finden. Ob das Integrations-Projekt der Uni aufgeht und ob die Sprechstunde potentiellen Studieninteressierten unter den Flüchtlingen erfolgreich helfen kann, den Behördenschwung auf dem Weg bis zum Studienplatz zu durchstehen, wird sich mit der Zeit zeigen. Vielleicht hat es sogar der ein oder andere schon geschafft. Genau weiß das allerdings niemand. »Wir erfassen nicht, ob Studienbewerber Flüchtlinge sind«, lautet dazu die Erklärung des Pressesprechers der Universität, Dr. Andreas Archut. ◀



**DIE AKUT IST
BEI TWITTER!**

@AKUT_Bonn

Tintenfische bauen keine Raketen

RUBRIK BEKANNTE ABSOLVENTEN Wenn es im Fernsehen um Wissenschaft geht, ist Harald Lesch nicht weit. Am Telefon erklärt der Astrophysiker und Fernsehmoderator, warum Physik ohne Philosophie nicht funktioniert und was wir mit Außerirdischen gemeinsam haben.

INTERVIEW **ALEXANDER GRANTL** | grantl@akut-bonn.de



Obenauf – Harald Lesch beim Dreh des Vorspanns von »Leschs Kosmos« in München

AKUT Wie war Ihre Studienzeit in Bonn?

LESCH Am Anfang war ich ein bisschen geschockt. Die Uni Bonn war doch deutlich größer als die Uni Gießen, wo ich davor ein Physikstudium begonnen hatte. Die Physik in Gießen hatte eine familiäre, friedliche Atmosphäre, während die in Bonn schon ein echter Brummer war. Und die Vorlesungen waren immer sehr voll – das war mir erst mal alles nicht so geheuer. Aber das wurde immer besser. Nach dem ersten Semester war das Heimweh weg und ich wusste, diese Uni ist ein super Laden. Und das Rheinland ist zum Studieren einfach die angenehmste Region in Deutschland. Ich bin Oberhesse und

dieses rheinländische »Auf einen Zugehen« habe ich sonst nirgendwo in Deutschland erlebt. Wie der Moment, wenn man in der Kneipe steht und einer fragt: »Isch hab dich hier noch nie jesehen, wat machst'n du?« Oder, wenn man neu eingezogen ist, und die Vermieterin gleich mit einem Kaffee vorbeischaute: »Sie haben doch noch sischerlich keinen Kaffee jekocht, isch hab Ihnen da mal wat mitjebracht.« Dabei ist sie eigentlich neugierig und will nur wissen, wer man so ist. Das ist für einen Neuankömmling natürlich wunderbar und hat das Studieren in Bonn unglaublich schön gemacht.

AKUT Und Sie haben während Ihres Studiums Kabarett gespielt.

LESCH Ja, an der Volkshochschule in Siegburg. Das Kabarett ist für mich eine höchst moralische Institution, das ist keine Comedy. Alle, die politisches oder literarisches Kabarett machen, wollen der Welt tatsächlich etwas sagen. Entweder zeigen sie nur auf einen Missstand, oder sie sagen gleich, wie es richtig laufen müsste. Das ist also ein höchst normativer Humor – und ich glaube, dass ich das auch bei mir im Fernsehen durchziehe. Und ich bin das, was man Rampensau nennt. Sie können mich vor ein paar hundert oder tausend Leute stellen – da bekomme ich kein Lampenfieber. Die Fähigkeit, mich auf eine Bühne zu stellen und vor Fremden frei zu sprechen, habe ich erst beim Theaterspie-

len entwickelt. Daher kann ich allen, die mal als Professor oder Professorin an die Uni wollen, nur raten: Macht vorher ein paar Theaterkurse, spielt Kabarett, stellt fest, ob ihr es aushaltet, von allen angeguckt zu werden. Das ist inhaltlich und methodisch eine echt wichtige und auch vergnügliche Betätigung neben all diesem abstrakten, intellektuellen Zeug.

AKUT Wenn man Ihren Lebenslauf ansieht, sah das zunächst nach einer ehrenhaften akademischen Karriere aus. Wie kam da auf einmal das Fernsehen rein?

LESCH Eigentlich sollte ein Kollege vom Max-Planck-Institut Garching dem Bayerischen Rundfunk was über die Pioneer-Sonden erzählen, die damals aus dem Sonnensystem verschwanden. Die Sonden hatten Informationen über die Erde an Bord, falls sie mal von Außerirdischen gefunden werden sollten. Aber der Kollege wollte sich nicht blamieren und schickte den BR zu mir - ich hatte mich in Bonn mit einer öffentlichen Antrittsvorlesung zum Thema »Sind wir allein im Universum?« habilitiert. Dann haben die vom BR mir was in die Hand gedrückt und gesagt, das soll ich mal erklären. Das habe ich auch, nur zwischendrin habe ich mal gesagt »Was das hier ist, weiß ich aber auch nicht so genau.« Ich dachte natürlich, dass die das schneiden. Haben sie aber nicht. Das heißt, die erste Sendung mit mir im BR war eine, wo ich mich vor die Kamera gestellt habe und sagte »Was das hier ist, weiß ich aber auch nicht so genau.« Das fanden die Zuschauer offenbar so schön, dass der BR gefragt hat, ob ich nicht eine Astronomiesendung bei ihnen machen wolle.

AKUT Sie lehren außerdem Naturphilosophie und versuchen meistens, Naturwissenschaften in den großen Zusammenhang zu stellen. Funktionalisieren Naturwissenschaften überhaupt ohne Philosophie?

LESCH Ich glaube das nicht, viele meiner Kollegen sehen das aber wahrscheinlich anders. Ich weise aber darauf hin, dass wir in der Physik sehr viele philosophische Begriffe und Methoden verwenden. Wir thematisieren das nicht mehr, weil es so selbstverständlich geworden ist. Aber die

Physik war lange Zeit nur experimentelle Philosophie und ist erst später zu einer selbstständigen Wissenschaft geworden. Vielen meiner Kollegen ist es egal, was jetzt die ontologische Struktur der Welt ist. Die machen ihre Messungen, messen so genau, wie es nur geht. Für mich sind viele Physiker Physikalisten, Scientisten, die nur glauben, was sie messen und dass das alles ist. Aber es gibt eben auch Fragen, die aus den Naturwissenschaften herausführen: Was war der Anfang von allem? Was war vor dem Urknall? Die grundlegenden Fragen, die wir Menschen stellen, lassen sich durch die empirischen Wissenschaften ja gar nicht beantworten. Wenn ein Mensch nach der Welt fragt, fragt er aus subjektiven Gründen, wie Hoffnung, Visionen und Zielen. Das sind Begriffe, die naturwissenschaftlich gar nicht messbar sind.

AKUT Muss sich das Wechselspiel zwischen Naturwissenschaften und Philosophie auch im akademischen Alltag stärker widerspiegeln?

LESCH Ich habe eine Zeit lang in Toronto gearbeitet - da gibt es ein erstes Orientierungsjahr an der Uni. In diesem Jahr werden die großen Themen besprochen: die Geschichte der Natur, die Geschichte Kanadas, die Geschichte der europäischen und der abendländischen Kultur und so weiter. Das tut den Studenten unglaublich gut. Und nach diesem Jahr der Orientierung fangen sie dann mit ihren Fächern an. Ich fände es super, wenn man im Rahmen der Bologna-Reform der Universitäten bei uns mal an so etwas gedacht hätte. Ein Studium generale am Anfang, in dem man zum Beispiel etwas über wissenschaftliches Arbeiten, den eigenen Kulturkreis, über das Recht und die Verfassung lernt. Und natürlich auch etwas über die Natur, vielleicht auch die Philosophie. Ein erstes Jahr ohne Prüfungen, in dem man sich einfach bildet und sich erst danach spezialisiert. So ein Orientierungsjahr könnte helfen, aus Schülern Studenten zu machen.

AKUT Wenn man so viel weiß wie Sie, fühlt man sich dann auch verpflichtet, sein Wissen weiterzugeben?

LESCH Dass ich gerne über Wissenschaft schwadroniere, hat viel damit

zu tun, dass ich in meiner Familie der erste Akademiker war. Ich bin also immer gefragt worden: »Jung, was machst du eigentlich?« Auch deshalb bin ich der klassische Bierdeckel-Erklärer geworden. Ich versuche alles so einfach und wirklichkeitsnah zu erklären, wie es nur irgendwie geht. Und ich verspüre schon so etwas wie eine Bringschuld. Ich bin Jahrgang 1960, das heißt, durch die BAföG-Reform in den Siebzigern ist es mir überhaupt möglich geworden, zu studieren. Dieser Möglichkeit, die der Staat mir eröffnet hat, verdanke ich meine Karriere. Aber ich spüre keine schmerzhaftige Verpflichtung, sondern eine, die mir Freude macht, sozusagen eine positive Rückkopplung.

Harald Lesch ist Professor für theoretische Astrophysik an der LMU München und lehrt Naturphilosophie an der Hochschule für Philosophie in München. Seit 2008 moderiert er das Wissenschaftsmagazin »Leschs Kosmos« im ZDF. Von 1981 bis 1984 studierte er an der Uni Bonn, wo er sich 1994 habilitierte.

AKUT Sie sagen, der Mensch ist nicht ganz allein im Universum. Wann werden wir erstmals außerirdisches Leben nachweisen können?

LESCH Uff, da muss ich mich etwas aus dem Fenster lehnen. Also die Möglichkeiten, extrasolare Planetensysteme zu beobachten, also Planetensysteme um andere Sterne rum, werden immer besser. Und wenn ich sehe, wie wir uns langsam an erdähnliche Planeten heranbeobachten, würde ich sagen, dass wir in den nächsten zehn Jahren einen Planeten entdecken, in dessen Atmosphäre Sauerstoff ist. Und dann muss man sich fragen, wie der Sauerstoff dahin kam. Denn: Würden Sie jetzt die Photosynthese auf der Erde abstellen, wäre unser Sauerstoff bald weg. Die Menge des Sauerstoffs in unserer Atmosphäre würde schnell geringer, weil er zur Oxidation verwendet wird und verschwindet. Entdecken wir auf einem Planeten also Sauerstoff, muss es einen Prozess geben, der ihn nachliefert. Also innerhalb der nächsten zehn Jahre finden wir einen



Zu 50 % heißt die Sendung wie sein Nachname

indirekten Beweis, dass wir nicht alleine im Universum sind - schätze ich. Indirekt, weil wir nur über die Gase in der Atmosphäre feststellen können, ob auf einem Planeten Leben ist. Außer es gibt tatsächlich einen Planeten, auf dem sich eine intelligente, kommunikationsbereite Zivilisation durch irgendwelche Funksignale bemerkbar macht. Und das halte ich eher für unwahrscheinlich.

AKUT Unter außerirdischem Leben stellen Sie sich wahrscheinlich was anderes vor als Hollywood.

LESCH Als Wissenschaftler halte ich mich an den Satz, dass Naturgesetze, die wir von der Erde kennen, überall im Universum gelten. Und Tintenfische bauen keine Raketen. Die können nichtmal einen Lötkolben halten. Wenn wir heute nach Leben suchen, suchen wir natürlich nach Leben, das uns ähnlich ist. Wir sind Kohlenwasserstoffmoleküle. Das wird bei den anderen wohl genauso sein, da außer Silizium kaum ein Element so Ketten bilden kann wie Kohlenstoff. Silizium kann das auch nur bei sehr niedrigen Temperaturen. Auf einem Planeten mit einer Methan-Atmosphäre könnte man sich zwar auch irgendwelche Lebensformen vorstellen - aber: Solche chemischen Netzwerke sind für uns nur ganz schwer zu entdecken.

AKUT Wir erleben in Deutschland gerade, dass Journalisten einem großen Legitimationsdruck ausgesetzt sind, auch angefeindet werden. Wo steht die Wissenschaft heute in dieser Gesellschaft?

LESCH Einerseits gibt es an den Naturwissenschaften ein unglaublich hohes Interesse. Eine Sendung über Schwarze Löcher, Dunkle Energie oder Dunkle Materie hat viele Zuschauer - und zwar viel mehr als eine über Klimawandel oder die Energiewende. Das heißt: Je konkreter naturwissenschaftliche Erkenntnisse unser alltägliches Leben betreffen, umso größer wird die Skepsis den Naturwissenschaften gegenüber. Es gibt jede Menge Klimawandelskeptiker, aber es gibt keine Gravitationswellenskeptiker. Die Gravitationswellen wurden ja neulich entdeckt, man hat mit wahnsinniger Präzision in 1,3 Milliarden Lichtjahren Entfernung zwei verschmelzende Schwarze Löcher aufgespürt. Das muss man sich mal überlegen. Die Begeisterung in den Medien war riesig - doch: Die gleiche Wissenschaft, nämlich die Physik, untersucht auch den Klimawandel. Das läuft zwar unter dem Stichwort Klimaforschung/Meteorologie - aber die Prinzipien und Methoden sind physikalisch! Nur die Ergebnisse, die diese Forschung hervorbringt, die werden plötzlich ganz kontrovers diskutiert. Warum? Weil

diese Ergebnisse von uns fordern, dass wir unseren Lebensstil ändern. Und da beginnt die Skepsis.

Auf der einen Seite billigt man den Naturwissenschaften in ihrer Grundlagenforschungsfunktion eine unheimliche Kompetenz zu. Aber nur, solange es unsere Handlungsebene nicht betrifft. In dem Moment aber, wo die Forschung zu sehr in unseren Alltag vordringt, gibt es Kritik. Da herrscht die wirre Vorstellung, dass man Naturgesetze so behandeln, so diskutieren kann wie Gesetze, die von Menschen oder Göttern geschrieben wurden. Das halte ich für ein ganz schlimmes Missverständnis. Ich wundere mich immer wieder, welche unvernünftigen Entscheidungen in politischen Räumen getroffen werden, die in der Öffentlichkeit dann auch noch befürwortet werden.

AKUT Trägt die Wissenschaft auch Schuld daran?

LESCH Das rechne ich auf der wissenschaftlichen Seite der zunehmenden Spezialisierung zu. Wir produzieren immer mehr Spezialisten, die so spezialisiert sind, dass sie sich mit anderen Spezialisten gar nicht mehr verstehen. Gleichzeitig haben immer weniger Leute einen generellen Blick über die Wissenschaftslandschaft. Wir müssen häufiger fragen: Wenn man eine Grundlagenkenntnis in Technologie verwandelt und das dann in der Wirklichkeit einsetzt - was heißt das für uns, für den Kontinent, für die Welt? Die Gesellschaft kann es sich eigentlich gar nicht leisten, uns die Grundlagenforschung zu finanzieren, ohne uns immer wieder auszufragen: Was bedeuten eure Ergebnisse? Ihr dürft nicht nur Ergebnisse produzieren! Ihr müsst auch sagen, was sie bedeuten. Wir müssen erklären, welche Risiken und Handlungsoptionen sich daraus ergeben. Wir müssen als Gesellschaft beginnen, bei Technologien offen über Risiken zu sprechen, nicht erst dann, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist. ◀

DIE NÄCHSTE SENDUNG ➔

»Leschs Kosmos« läuft am Dienstag, den 24. Mai 2016 um 23 Uhr im ZDF. Das Thema: »Die Konfrontation mit dem Fremden«



IB? Wollen wir nicht!

HOCHSCHULZUGANG Immer mehr Schulen in Deutschland bieten ihren Schülern als Alternative zum Abitur das International Baccalaureate als Schulabschluss an. Kein Schüler rechnet jedoch mit den Steinen, die ihm damit an deutschen Unis in den Weg gelegt werden.

VON **MAX DIETRICH** | dietrich@akut-bonn.de

Zur Erklärung: Das International Baccalaureate Diploma, kurz IB, ist ein allgemeinbildender Schulabschluss, der, soweit so offensichtlich, weltweit angeboten wird. Der besondere Reiz ist dabei, dass jeder Schüler nach den gleichen Kurrikula unterrichtet wird und die gleichen Prüfungen schreibt, die dann anonym und schulunabhängig korrigiert werden. So ist das IB transparenter und vergleichbarer als viele nationale Schulsysteme, weshalb es von den Universitäten vieler Länder umstandslos anerkannt wird.

Die nennenswerte Ausnahme ist Deutschland: Das IB wird hierzulande als gleichwertige Hochschulzugangsberechtigung anerkannt, zumindest solange bestimmte Fächerkombinationen eingehalten werden. Das bedeutet jedoch nicht, dass man sich, wie mit dem Abitur, direkt bei jeder Universität bewerben kann. Stattdessen führt der Weg in der Regel über die Zeugnisanerkennungsstellen der Bundesländer. Da diese ihre Zulassungen jedoch auf ihr eigenes Bundesland beschränken, muss der Prozess für jedes Bundesland einzeln durchlaufen werden. Wenn dann noch die teils hohen Bearbeitungsgebühren und unklaren Zustän-

digkeiten dazu kommen, ist die Frustration perfekt.

Obwohl umständlich und zeitraubend, ist das jedoch nicht einmal die Hauptproblematik: Diese liegt in der erzwungenen Notenumrechnung bei der Zulassung, die das IB systematisch herabmindert. Mit der Anerkennung wird die erreichte Gesamtpunktzahl des IB in eine Abiturnote umgerechnet, über die das restliche Anmeldeverfahren läuft. Das Umrechnungsverfahren, das von der Kultusministerkonferenz beschlossen wurde, wertet jedoch die Leistungen der IB-Schüler erheblich ab. Sie ignoriert die Bestnoten von 45 bis 42 Punkten, und setzt sie insgesamt einer 1,0 gleich, womit außergewöhnliche Ergebnisse wie 45 Punkte, die nur 0,3 Prozent der Absolventen erreichen, einfach nicht gewürdigt werden. Um die völlig unterschiedlichen Notenskalen gleichzusetzen, entstehen bei der Umrechnung zudem Notensprünge: Eine 1,2 etwa ist rechnerisch gar nicht möglich. Dass so ein »Umrechnungszuschlag« von 0,1 bei Bewerbungen für NC-Studiengänge fatal sein kann, ist jedem klar.

Dieses Vorgehen wäre verständlich, wenn sehr gute Ergebnisse im IB häufi-

ger erzielt würden als im Abitur. Jedoch ist das Gegenteil der Fall. Die Durchschnittsnote in Nordrhein-Westfalen lag 2014 bei 2,5, der umgerechnete Durchschnitt im IB jedoch bei 2,9 oder 30,1 Punkten. Alle Bundesländer haben bessere Durchschnittsnoten als das IB. Noch deutlicher wird es bei den Absolventen mit Noten zwischen 1,0 und 1,5. In NRW schafften dies 9,3 Prozent der Abiturienten, andere Bundesländer liegen deutlich höher. Im IB erreichten den äquivalenten Notenbereich nur etwa 4,7 Prozent der Absolventen.

Zwei so gänzlich unterschiedliche Schulabschlüsse zu vergleichen ist schwierig und erfordert weit mehr Detail als hier möglich ist. Es steht aber außer Frage, dass Abitur und IB zumindest gleichwertig sind. Wie kann es dann also sein, dass IB-Schüler nur aufgrund der Tatsache, dass sie einen etwas anderen Bildungsweg gewählt haben, im Zulassungsverfahren der Unis kategorisch benachteiligt werden?

Es gibt kein simples Patentrezept, mit dem sich das Problem aus der Welt schaffen ließe. Die bisherige Strategie der Angleichung auf Biegen und Brechen jedoch kann und wird auf Dauer nicht die Lösung sein. ◀

Liebe Bachelorarbeit,

BETRIFFT: BA Alle Studierenden werden früher oder später mit ihr konfrontiert. Dass man dabei eine besondere Beziehung zur eigenen Bachelorarbeit aufbaut, wird einem jedoch erst klar, wenn man sich von ihr verabschieden muss.

VON CHARLOTTE KÜMPEL | kuempel@akut-bonn.de

ich mache Schluss mit dir. Nach gerade einmal drei Monaten. Wir hatten unsere Zeit, doch jetzt reicht es. Man sagt doch immer: Wenn's am schönsten ist, soll man aufhören. Tja, das mit uns war nicht immer schön. Zugegeben, es lag sehr oft an mir. Vielleicht habe ich dich das ein oder andere Mal enttäuscht, dich ab und zu links liegen gelassen, war sogar eventuell auch mal kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Aber sag bloß nicht, du hättest meinen Unmut nicht verdient! »Eine etwas längere Hausarbeit«, so nannten die Dozenten dich. Doch du warst viel mehr als das, hast mir viel mehr abverlangt. Ich habe dich völlig unterschätzt.

Dank dir waren meine sozialen Kontakte in den letzten paar Wochen fast nur auf WhatsApp-Gruppen, Mensa-Dates mit Leidensgenossen und das Personal der Bibliothek beschränkt. Während viele andere ihre vorlesungsfreie Zeit genutzt haben, um ganz Europa zu erkunden, war meine weiteste Reise die geglückte Fernleihe. Dank dir habe ich außerdem etwas zugelegt, denn ich habe mich selten so schlecht ernährt. Schließlich musste jede fertige Seite mit einem Schokoriegel belohnt werden. Oder auch mal mit zwei. Dank dir bin ich obendrein nur ein weiteres Opfer der Bologna-Reform. Im Prinzip bist du gar nicht mal so viel wert, wie du tust, denn gerade in den Geisteswissenschaften macht erst ein Master-Abschluss wirklich etwas her. Du bist doch nur eine von vielen Bachelorarbeiten da draußen.

Aber eigentlich darf ich mich nicht beschweren. Immerhin wusste ich, worauf ich mich einlasse.

Das Schlimmste ist aber, dass du



Sooo viel Wissen: Arbeiten im Prüfungsbüro der Philosophischen Fakultät

gerade einmal zwölf Leistungspunkte wert bist. Zwölf! Du zählst also nur genauso viel wie eine Prüfung in meinem Begleitfach. Wofür also der ganze Aufwand, all die Mühe? Du wirst dich eh nicht sonderlich auf meine Abschlussnote auswirken, und einen Masterplatz habe ich doch auch schon.

Doch, liebe Bachelorarbeit, das mit uns war nicht nur schlecht. Es war eine besondere Form der Hassliebe. Nicht einmal die Hausarbeit, mit der ich nebenbei noch was am Laufen hatte, konnte einen Keil zwischen uns treiben. Irgendwo muss ich dir nämlich auch danken.

Denn dank dir habe ich eine neue Lieblingsserie, mit deren Folgen ich mich jeden Abend nach getaner Arbeit an dir belohnt habe. Naja, manchmal sogar mit zwei Folgen, ohne vorher an dir rumgewerkelt zu haben. Ein Hoch auf die Prokrastination! Dank dir hatte ich in den letzten Wochen außerdem eine verdammt gute Ausrede, wenn ich einfach mal keine Lust hatte, frei-

tagabends rauszugehen. Um ehrlich zu sein, hat es mir sogar ab und zu Spaß gemacht, dich zu schreiben, weil du thematisch eigentlich ganz schön interessant warst.

Jetzt sind wir jedoch am Ende angekommen, du und ich. Ich habe dich nun abgegeben, in dreifacher Ausführung, und in der Hoffnung einfach nur bestanden zu haben. Denn ein zweites Mal möchte ich mir das mit dir nicht antun. Um ehrlich zu sein, bin ich verdammt froh, dass ich dich endlich los bin. Manchmal soll es wohl einfach nicht sein. Dabei lag es nicht an dir, sondern an mir. Ich muss weiterziehen. In nicht allzu langer Zeit wärst du sowieso durch die Masterarbeit ersetzt worden. Deshalb musste es so kommen. Und natürlich wegen der Abgabefrist.

Doch jetzt mal ehrlich: Alles in Allem war es eigentlich gar nicht so schlimm. Diese Erfahrung machen viele. Und alle kommen drüber hinweg! Also auch du und ich, liebe Bachelorarbeit. Mach's gut! ▶

Alltag



BONN IN ZAHLEN

43

Monate lang konnte man im Café Kurzlebig in der Rathausgasse sehr gemütlich in den Tag starten. Nur einen Katzensprung vom Uni-Hauptgebäude entfernt, befand es sich dort bis Ende März. Vom einfachen Croissant mit Butter über grandiose Pfannkuchen bis hin zur riesigen Aufschnittplatte gab es dort so ziemlich alles, was man sich morgens auf dem Teller vorstellen mag. Auch Veganer mussten dank großer Auswahl keinesfalls hungern. Die »Frühstückerei«, täglich bis 16 Uhr, war für viele Besucher das Highlight. Das Café war sowohl als Treffpunkt zum Katerfrühstück beliebt, als auch

zum Kaffeetrinken mit Besuch. Auch abends zog der Laden viele Leute an, zuletzt mit Schnitzeln in allen erdenklichen Variationen und der ein oder anderen Party. Das Café befand sich im stark umstrittenen Gebäudekomplex im Viktoriakarree. Es war, wie der Name schon sagt, eigentlich als dreimonatiges Kurzprojekt gestartet. Vorher befand sich in den Räumlichkeiten eine japanische Nudelbar. Die typische offene Küche blieb, weshalb man dem Koch fast bis auf die Finger gucken konnte. Die Speisekarte bestand aus einem Klemmbrett mit losen Blättern, die Einrichtung war charmant provisorisch. Nachdem der Besitzer, die Signa Holding, den Mietvertrag der Betreiber nicht mehr verlängerte, stand die Schließung endgültig fest. Derzeit wird allerdings noch nach einem alternativen Standort für das Café gesucht. **Juliane Sprick**

KIRSCHBLÜTEN

Blüherguss

Sie steht für Schönheit und Aufbruch, markiert den Anfang des Frühlings, ist seit Jahren Publikumsmagnet für Bonner Touristen und jetzt hat sie sogar noch eine eigene Homepage: Sakura - die japanische Kirschblüte. Wo man auch hinguckt - Maxstraße, Heerstraße, Breite Straße - in der Bonner Altstadt reiht sich ein Kirschblütenbaum an den nächsten. Das alljährliche Kirschblütenfest leitete am 23. April die warme Jahreszeit ein und bot seinen Besuchern ein volles Programm. Cafés, Kneipen, Restaurants und Geschäfte öffneten ihre Türen und lockten mit allerlei Köstlichkeiten. Außerdem wurde Livemusik gespielt, von Soul und Rap bis hin zur Elektronischen Musik. Dazu kamen Kunst- und Designausstellungen und ein Altstadt-Flohmarkt, der sich durch

sämtliche Kirschblütenalleen zog. Und für alle, die es kaum erwarten konnten, gab es, man mag es kaum glauben, einen Kirschblütenliveticker. Seit Ende März konnte sich der wahre Kirschblütenfan fast täglich über den Stand der rosa Blüten informieren, etwa über die »von Tag zu Tag [wachsenden] Puschel«. Daneben gab es die Möglichkeit, am 8. Kirschblüten-Fotowettbewerb teilzunehmen. Wurden 2009 noch 18 Fotos eingereicht, waren es letztes Jahr schon 482. Die Kirschblütenfangemeinde wächst. Nur das Thema Baumschnitt trübt die Blütenfreude: Anfang März zog eine Baumpflegekolonie durch die Altstadt, um die Kirschblütenbäume im Sinne der Verkehrssicherheit zurechtzustutzen. Altstadtbewohner und Fans fürchteten, dass der starke Rückschnitt dem Baum die volle Blütenpracht nimmt. Aber, wie schon Tolstoi wusste: »Alles nimmt ein gutes Ende für den, der warten kann.« **Alina Sabransky**





»Ich mache nur das, was mir gefällt«

LEUTE Johannes Fröse fällt auf. Der Bonner Student ist durch seinen außergewöhnlichen Kleidungsstil ein Hingucker. Im Interview spricht er über seinen Spitznamen, Hochzeitsanzüge und sein Selbstbewusstsein.

INTERVIEW **PHILIPP BLANKE** | blanke@akut-bonn.de

AKUT Ich bin wegen deiner beiden Namen ein wenig verwirrt. Soll ich dich mit John oder Johannes ansprechen?

JOHN Ich stelle mich natürlich in der Regel mit John vor. Das hat immer viel mit Internationalität zu tun. Wenn ich in den USA bin zum Beispiel, dann sage ich halt John.

AKUT Warum der Wechsel?

JOHN Das war eine Zeit, in der ich mehr angefangen habe, soziale Netzwerke zu nutzen und online zu sein. Und da überlegt man sich halt ein Konzept. Das soll jetzt aber nicht wie ein Marketingkonzept klingen.

AKUT Sondern?

JOHN Naja, die Leute nennen mich einfach John. Auch meine Freunde nennen mich so. Es ist ein Spitzname.

AKUT Aber du hast dich Ihnen ja dann auch so vorgestellt.

JOHN Ich würde es nicht machen, wenn es nicht angenommen werden würde. Ich muss damit klarkommen, dass die Leute mich nennen, wie sie mich nennen wollen - solange es sich nicht künstlich anfühlt, hab ich damit kein Problem.

AKUT Du hast nach dem Abitur ein Freiwilliges Soziales Jahr in der Verwaltung der Städteregion Aachen geleistet. Wie hat dich das geprägt?

JOHN Ich habe dort eine professionelle Umgebung kennengelernt. Vor allem, wie man an politische Probleme herangeht.

Auch mein Kleidungsstil hat sich dort entwickelt. Denn ich habe mich gefragt: Muss ich jetzt jeden Tag Hemd und Sakko tragen?

AKUT Von da an hast du dich auch mit Mode beschäftigt?

JOHN Genau. Ich habe in einem Umfeld gearbeitet, in dem ich repräsentieren musste. Ich war halt Mitarbeiter der Städteregion Aachen, und habe das entsprechend ernst genommen.

AKUT War das eher eine Anpassung an dein Umfeld, oder deine innere Überzeugung?

JOHN In den ersten drei Monaten war es definitiv Anpassung. Dann habe ich aber gemerkt, dass ich mich im Sakko einfach wohler fühle als im Pulli.

Johannes Fröse ist 24 Jahre alt und studiert Politikwissenschaft. Er ist Mitglied im Kuratorium von Bonn International Model United Nations (BIMUN). Auf Facebook betreibt er gemeinsam mit einem Partner die Seite »Everyday Excellence – Style & Urban Sophistication«. Sein Spitzname lautet »John Frose«.

AKUT Neben deinem Studium arbeitest du als Verkaufsberater bei Peek & Cloppenburg. Wie berätst du die Leute?

JOHN Das ist etwas, was ich natürlich lernen musste. Ich habe das früher nur für mich gemacht und geschaut, welche Farben oder Schnitte mir gefallen. Jetzt muss ich darauf achten, was meinen Kunden gefällt. Welchen Geschmack haben sie? Und da merkt man, dass Mode nicht das Wichtigste auf der Welt ist.

AKUT Warum?

JOHN Wenn ich einen Kunden habe, der einen Hochzeitsanzug sucht, dann muss es nicht der perfekte Anzug sein. Es muss nur ein Anzug sein, in dem er sich wohlfühlt.

AKUT Gibt es einen guten Geschmack?

JOHN Nein, es gibt nur populären Geschmack – solcher, der Leuten gefällt. Ich habe lediglich einen Geschmack, der mir besser gefällt als anderen. Ich bin da einfach auch oberflächlich. Ich mag die schönen Dinge im Leben. Für mich ist ein guter Anzug dasselbe wie eine gute Uhr oder ein guter Scotch.

AKUT Würdest du den Charakter einer Person ihrer Oberfläche vorziehen?

JOHN In meinem persönlichen Umfeld definitiv, ja. Ich kann nur nicht verleugnen, dass es bei mir diese Oberflächlichkeit gibt.

AKUT Wann kam dir die Idee zu »Everyday Excellence«?

JOHN Für mich war das schon immer das, was ich haben wollte. Es waren zwei Gegebenheiten. Ich war auf einem Wochenendseminar während meines FSJ. Es war auf dem Land und ziemlich langweilig. Ich habe dann ein

Outfit zusammengestellt und ein Foto von mir gemacht. Und das ist eine Momentaufnahme gewesen, die für mich das Gefühl von »Everyday Excellence« verkörpert hat: aus den Umständen immer das Beste rausholen.

AKUT Das heißt konkret?

JOHN Ich möchte immer das Gefühl haben, jederzeit rausgehen zu können und alles machen zu können. In die Oper gehen, in eine Kunstaussstellung, oder einen Kaffee trinken. Einfach etwas breiter zu leben.

AKUT Ist deine Facebookseite dann ein Appell, sich mehr für Mode und Drinks zu interessieren? In diesem Sinne dann breiter zu denken?

JOHN So philosophisch würde ich das jetzt nicht sehen. Es geht um Mode, Design und Lifestyle. Das sind interessante Sachen, aber nichts Weltbewegendes. Es geht mir ums Inspirieren, weniger ums Appellieren. Wem es gefällt, dem gefällt es.

AKUT Wann gab es den zweiten Moment?

JOHN Ich war in Berlin und bin am Potsdamer Platz spontan in die Bar des Hotels The Ritz-Carlton gegangen. Da hat sich dann mein Interesse für Barkultur entwickelt.

AKUT Was fasziniert dich an einer Hotelbar?

JOHN Die Atmosphäre vor allem. Ich fühle mich dort durch dieses Kommen und Gehen von Menschen sehr inspiriert.

AKUT Du bist in deinem ersten Semester zu BIMUN gegangen. Was hat dich dort hingezogen?

JOHN Da waren einfach gute und überzeugende Leute. Diese institutionelle Organisation mit einem Vorstand, und die damit verbundene Verantwortung.

AKUT Wie hast du dich dort engagiert?

JOHN Hauptsächlich in der Medienarbeit. Ich mag das einfach, weil ich gerne viel rede.

AKUT Was machst du heute dort?

JOHN Ich bin für drei Jahre ins Kuratorium gewählt worden und dort für die PR-Beratung zuständig.



AKUT Woher kommt dein Interesse für Politik?

JOHN Einmal das FSJ und zwei Bücher. 1984 von George Orwell, und eine wenig akademische Zitatesammlung von Marx, die ich während meiner Beschäftigung mit der DDR gelesen habe. Das war in der achten Klasse.

AKUT Warum hast du dich schlussendlich für ein Politikstudium entschieden?

JOHN Ich habe auch überlegt, ein duales Studium in der Verwaltung zu machen, was karrieretechnisch wohl am sinnvollsten gewesen wäre – aber das war mir relativ egal. Es wäre mir zu trocken gewesen.

AKUT Wie gehst du mit Erwartungen um, die andere an dich stellen?

JOHN Also grundsätzlich mache ich nur das, was mir gefällt. Ich tue etwas nicht, weil ich damit Geld verdienen kann, oder es für meine Karriere gut ist. Jeder erfüllt natürlich gerne Erwartungen, aber man kann es halt nicht. Ich bin einfach davon überzeugt,

dass mein Studium, BIMUN, und die Facebookseite mich weiterbringen. Und ja, ich habe auch Zukunftsangst. Jeder der behauptet es nicht zu haben ist verblendet oder lügt.

AKUT Bist du selbstbewusst?

JOHN Im Sinne der Reflexion über mich selbst: Ja. Im Sinne von Selbstsicherheit: Nicht unbedingt. Jemand, der sehr selbstsicher auftritt, der handelt dann, ohne Zweifel daran zu haben. Und die habe ich definitiv. Klar, es braucht auch Selbstsicherheit, um meine Outfits zu kombinieren und zu tragen. Aber Selbstbewusstsein klingt immer so kritikresistent. Das bin ich nicht.

AKUT Wie fühlt sich das an, wenn dir jemand sagt, dass er dich nicht mag?

JOHN Ich finde das erstmal amüsant, weil man damit rechnen muss, und weil man es kennt. Bei einer Konferenz habe ich das mal erlebt. Am letzten Tag sagte mir die Person: »Eh, du bist schon so ein ziemlich arrogantes Arschloch, ne? Und ich bin auch nicht die einzige, die so denkt.«

AKUT Und was hast du dann gesagt?

JOHN Ich war erstmal überrascht, denn sie hat es dann ja lange zurückhalten können. Ich hab ihr dann gesagt, sie sei nicht die erste. Und klar, da berührt es einen. Ich bin nicht eiskalt und auch nur ein Mensch. Aber davon lasse ich mich ja nicht abhalten.

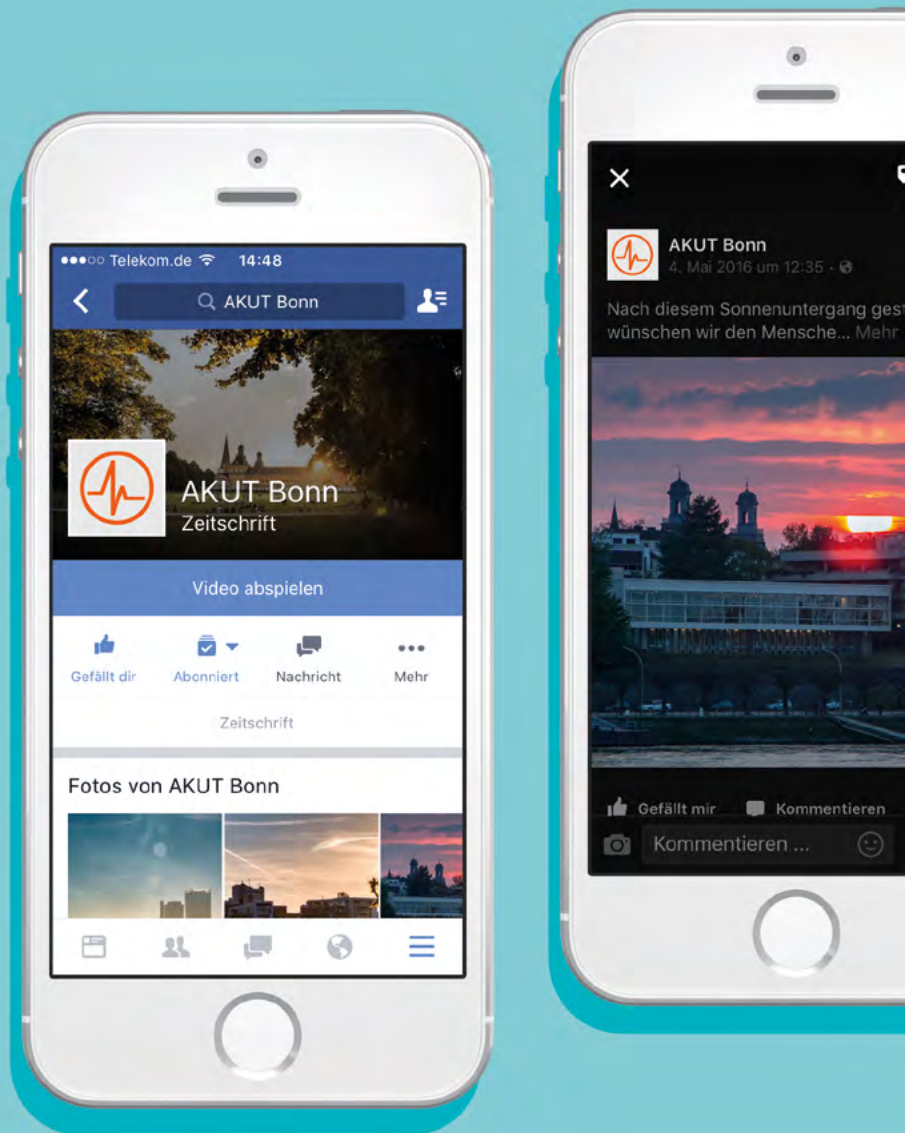
AKUT Wieso gibst du nicht nach und passt dich an?

JOHN Weil mich mein Stil selber antreibt und ich es selber für mich brauche. Ich denke, dass ich nicht wirklich jemanden mit dem Tragen eines Sakkos verletze. Es ist doch vollkommen egal, was Leute tragen. Es geht nicht um den Klimawandel oder Syrien. Die Person, die mich da dumm anguckt, mit der habe ich ja nichts zu tun. Also, wo habe ich sie verletzt oder ihre Freiheit eingeschränkt?

AKUT Was ist dein Ausgleich für diese Ablehnungen?

JOHN Der Ausgleich ist der Ausgleich. Wenn ich mich abends auf einen Drink hinsetze, ist das für mich der Ausgleich. Ich fühle mich gut damit. ◀

Immer auf dem Laufenden.



DIE AKUT IST BEI FACEBOOK!
fb.com/akut.bonn

Zimmer gegen Mithilfe

WOHNEN Ein Projekt bringt Studierende mit Vermietern zusammen, die ihnen günstig ein Zimmer zur Verfügung stellen. Dafür helfen die jungen Leute ihren Vermietern im Alltag.

VON **MAIKE WALBROEL** | walbroel@akut-bonn.de

Zunächst mag das etwas seltsam klingen: Madita Ridder wohnt mit einer fremden älteren Dame zusammen und zahlt keine Miete, sondern nur die Nebenkosten für ihr Zimmer. Sie hat sich mit ihrer Mitbewohnerin darauf geeinigt, dass sie ihr regelmäßig im Haushalt hilft; zum Beispiel, indem sie putzt. »Ich harke Laub oder bügele auch mal«, erzählt die 19-Jährige, die im Oktober für ihr Studium der katholischen Theologie aus Ostwestfalen nach Bonn gezogen ist. Viele Studierende bekommen die Wohnraumknappheit zu spüren und ziehen wegen der hohen Mietpreise in eine WG oder in eines der Wohnheime. Madita hingegen hat sich bewusst für »Wohnen für Hilfe« entschieden. »In einer Stadt, in der ich noch niemanden kannte, wollte ich nicht alleine wohnen. Mit Fremden in einer WG zu leben, kam für mich auch nicht infrage«, sagt sie.

Es sind ganz verschiedene Gründe, aus denen sich Studierende bei Lilian Brandt, der Koordinatorin des Projekts in Bonn, melden. Die AStA-Mitarbeiterin betreut seit Dezember 2014 »Wohnen für Hilfe« in Bonn. Das Wohnprojekt gibt es bereits in vielen deutschen Städten. Vor allem in den Universitätsstädten verbreitet es sich rasch. »In Köln gibt es »Wohnen für Hilfe« seit elf Jahren«, sagt Brandt. Von den dortigen Vermittlungszahlen ist Bonn noch weit entfernt. »In Köln werden pro Jahr ungefähr 70 bis 80 Studierende vermittelt.« Das mag auch daran liegen, dass sich Brandt ohne Unterstützung der Stadt Bonn alleine um die Organisation von »Wohnen für Hilfe« kümmert. Sie wirbt für das Projekt, ist Ansprechpartnerin für interessierte Vermieter und Studierende und vermittelt diese schließlich. Die Stadt Bonn sei sehr zurückhaltend, da man Probleme mit unseriösen Vermietern befürchte. »Natürlich hört man da immer das Kli-

schee vom alten Mann, bei dem eine junge Studentin einzieht«, sagt Brandt. »Ich kann meine Hand nicht für jeden ins Feuer legen.« Als Koordinatorin besucht sie daher alle potenziellen Vermieter und macht sich ein eigenes Bild von ihnen und ihrem Zuhause.

Bei einem ersten Gespräch lernen sich Vermieter und Studierende kennen. Lilian Brandt achtet bei der Auswahl der Paare auf gemeinsame Interessen und Vorstellungen. Sie hilft auch beim Abschluss des Vertrags. In diesem wird festgehalten, ob für das bereitgestellte Zimmer Kosten anfallen und welche Art von Hilfe vorgesehen ist. Interessierte können auf einem Anmeldebogen angeben, welche Aufgaben sie sich zutrauen oder, ob sie bestimmte Arbeiten ablehnen. »In der Regel einigt man sich auf eine Stunde Arbeit pro bewohntem Quadratmeter«, sagt Brandt. Meistens sind die Vermieter ältere Menschen, die Hilfe bei Einkäufen oder im Garten brauchen. Manche wünschen sich aber auch »nur« Gesellschaft.

»Im Prinzip können sich auch jüngere Leute mit Wohnraum melden, die Hilfe brauchen - wie Alleinerziehende oder Menschen mit Behinderung«, sagt Brandt. Bisher sei dies in Bonn aber noch die Ausnahme. »Kaum ein Studierender hat vormittags Zeit, ein Kind zu betreuen.«

Bei den Studierenden sei »Wohnen für Hilfe« schon nach kurzer Zeit bekannt gewesen. »Mittlerweile übersteigt die Nachfrage das Angebot. Es dürften gerne noch mehr Vermieter sein«, sagt Brandt. Derzeit sind circa 15 bis 20 Prozent der Vermieter männlich; bei den Studierenden ist das Geschlechterverhältnis ausgewogen.

»Viele Kommilitonen finden es interessant, so zu wohnen«, sagt Madita, »man muss aber auch der Typ dafür sein.« Bei fremden Menschen einzuziehen, die zudem noch deutlich älter sind als man selbst, schreckt einige

ab. Außerdem muss man die Wünsche des Mitbewohners berücksichtigen - er oder sie ist schließlich zugleich der Vermieter. Maditas Mitbewohnerin beispielsweise möchte nicht, dass fremde Leute in ihre Wohnung kommen. »Meine Vermieterin hat mir vor meinem Einzug gesagt, dass sie nicht möchte, dass Besuch kommt«, sagt sie. Darauf habe sie sich dann eingestellt und es sei kein Problem für sie.

Beim ersten Treffen sei es hilfreich, wenn Vermieter und Studierende einen Draht zueinander finden. »Wichtig ist, dass die Chemie stimmt«, so Brandt. »Dann kann man auch über alles sprechen.«

Auch nach dem Einzug berät sie die Projekt-Teilnehmer und vermittelt ge-



Projekt-Koordinatorin **Lilian Brandt**

gebenenfalls bei Konflikten. Studentin Madita ist sehr zufrieden mit ihrer Wohnsituation. »Es war vor allem in den ersten Monaten toll, um in Ruhe in Bonn anzukommen, die Stadt zu erkunden und neue Leute kennenzulernen.« Sie ist sich sicher, dass »von diesem gemeinsamen Wohnen beide Seiten profitieren.«

MEHR DAZU ➔

Mehr Informationen zu »Wohnen für Hilfe« gibt's online unter wohnenfuerhilfe.info



Eine Stunde Sherlock sein

FREIZEIT Mal was anderes als ein Kinobesuch. Kollektives Rätseln als neue Freizeitaktivität. Zusammen mit drei Kommilitonen hat AKUT-Redakteurin Charlotte den Live-Escape-Room »Fluchtgefahr« in Bonn-Endenich getestet.

VON **CHARLOTTE KÜMPEL** | kuempel@akut-bonn.de

Als wir »Fluchtgefahr« in Endenich erreichen, kommt gerade eine große Gruppe junger Leute heraus und unterhält sich aufgeregt. »Man kommt also immerhin wieder lebendig aus dem Escape-Room raus«, scherzen wir, nicht wissend, was uns in der kommenden Stunde erwartet. Das Haus an sich erinnert von außen mit seinem Altbau-Charme eher an eine vornehme Villa als an den Schauplatz eines Abenteuers. Es steht mitten auf der Endenicher Kulturmeile, und wäre es nicht rot angestrahlt, würde es im Abendlicht kaum auffallen. Gespannt darauf, was sich innen verbirgt, möchten wir hineingehen - doch da hält uns schon das erste Hindernis auf: Um die Türklingel zu betätigen, müssen wir erst ein kleines Rätsel lösen und einen

Zahlencode errechnen. Relativ schnell haben wir es geschafft. Ob es drinnen schwerer wird?

Freundlich begrüßt uns Nadine Richarz. Zusammen mit ihrem Mann hat sie »Fluchtgefahr« im November eröffnet, nachdem er das Konzept der Escape-Rooms für sich entdeckt hat und sogar zu deren Ursprung bis nach Budapest gereist ist, um der Sache auf den Grund zu gehen. In einem Nebenraum bekommen wir als allererstes eine kleine Einweisung. Bis zu 80 Leute besuchen »Fluchtgefahr« pro Tag, ganz gleich ob privat, oder um geschäftliches Teambuilding zu betreiben. Sherlock - so heißt der Raum aus dem wir innerhalb von 60 Minuten versuchen werden, zu flüchten. Er war der erste von mittlerweile drei Räumen, die

»Fluchtgefahr« zu bieten hat und handelt, natürlich, von Sherlock Holmes.

Wir werden in den Escape-Room geführt, ein liebevoll eingerichtetes Büro im viktorianischen Stil. Die schweren Vorhänge und dunklen Wandvertäfelungen unterstreichen die gemütliche Atmosphäre. Es riecht sogar ein bisschen »alt«, aber nicht auf eine unangenehme Weise. Stille eben.

Als sich die Tür hinter uns schließt, ist es so, als wären wir in die Vergangenheit gereist. Ein altes Telefon, eine Schreibmaschine, alte Bücher in den dunklen Regalen: Alles hier ist handgemacht, haben wir uns sagen lassen. Lediglich der Monitor an der Wand erinnert uns daran, dass wir uns im 21. Jahrhundert befinden. Auf ihm ist der 60-minütige Countdown zu sehen.

Außerdem wird der Escape-Room von Nadine Richarz und ihrem Team videoüberwacht, um uns über den Monitor kleine Tipps zu geben, falls wir gar nicht weiterwissen. Wie oft wir diese Hilfe in Anspruch werden nehmen müssen, wissen wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Unsere abenteuerliche Stunde beginnt jetzt.

Doch wo fangen wir an? In der Mitte des Raumes steht ein Schreibtisch, wo wir instinktiv zuerst nach irgendeinem Hinweis suchen. Wir wissen nicht mal, was wir eigentlich tun müssen. Auf dem Schreibtisch finden wir dann einen Brief von Dr. Watson, Sherlock Holmes' Partner, in welchem er uns unsere Aufgabe mitteilt. Er und seine Frau Mary wurden von Sherlocks Erzfeind, dem fiesen Moriarty, entführt und nur wir, als Sherlock, können die beiden retten. Wir versuchen, Dr. Watsons Nachricht genauer zu analysieren um herauszufinden, wo wir nach weiteren Hinweisen suchen könnten. Schnell fällt mir auf: Alleine hätte ich vermutlich keine Chance, die Aufgabe zu bewältigen. Hier ist gemeinschaftliches Denken und Rätseln gefragt. Dabei ergänzen sich meine Mitspieler in ihren Ideen.

Zuerst sind wir ein wenig überfordert. Alles hier könnte doch ein Hinweis sein, denke ich und schaue mich erstmal hektisch in den Bücherregalen um, während die anderen noch auf dem Schreibtisch suchen. Ich lasse mich viel zu leicht von den ganzen Gegenständen ablenken, die sich im Escape-Room befinden. Glücklicherweise kommen wir dann doch zusammen irgendwie auf die richtige Fährte und finden die erste Aufgabe. Hier ist unser mathematisches Können gefragt, denn wir müssen den Code für ein Zahlenschloss enträtseln. Insgesamt müssen wir ziemlich viel rechnen, und obwohl die Aufgaben theoretisch nicht sonderlich anspruchsvoll sind, verrechnen wir uns ziemlich oft und bleiben hängen. Unter diesem Zeitdruck, verstärkt durch spannungsschaffende Hintergrundmusik, macht man schnell Fehler. Ein Hupen ertönt, das Zeichen dafür, dass Nadine Richarz und ihr Team uns Tipps über den Monitor geben. »Ahhh, wieso sind wir da nicht draufgekommen?«, fragen wir uns des Öfteren, weil wir anscheinend viel zu kompliziert denken. Immer wieder



rechnen wir, verrechnen uns, bekommen Tipps und knacken anschließend die Zahlenschlösser, um weitere Mathemaufgaben zu erhalten. Für Geisteswissenschaftler vielleicht ein bisschen mühselig, ein Mathematiker hätte hier auf jeden Fall mehr Erfolg.

Erst nach einer überraschenden Wendung werden die Aufgaben abwechslungsreicher, jedoch auch viel schwieriger. Sehr lange hängen wir bei einer Aufgabe fest, kommen für eine gute Viertelstunde gar nicht weiter. Auch die Tipps helfen uns irgendwann nicht mehr. So langsam werden wir ziemlich nervös und fragen uns zwischendurch, ob wir nicht einfach zu unfähig für Escape-Rooms sind. Ein Blick auf den Countdown verrät, dass wir nur noch 13 Minuten Zeit haben. Verzweifelt verschieben wir wahllos alle möglichen Gegenstände, suchen den Boden und die Wände ab. Im Verdacht, irgendetwas übersehen zu haben, schaue ich mir noch einmal die vorherigen Aufgaben an. Doch nichts hilft. Wieder einmal denken wir nämlich viel zu kompliziert. Ein weiteres Hupen ertönt.

Als wir die schwierige Aufgabe endlich gelöst haben, sind es noch knapp vier Minuten, bis Dr. Watson und seine

Frau theoretisch dem Tode geweiht sind. »Das schaffen wir nicht!«, rufe ich hoffnungslos, und doch geben wir nicht auf. Die letzte Aufgabe ist eine ziemlich nasse Angelegenheit und schon fast ein bisschen sportlich. Inzwischen schießt mir das Adrenalin durch den Körper, denn ich will hier nicht als Verlierer rausgehen. Wir geben unser Bestes und schaffen es gerade noch rechtzeitig, das letzte Zahlenschloss zu knacken. Erleichtert öffnen wir die Tür nach draußen. Dort wartet bereits Nadine Richarz auf uns, um uns zu gratulieren. Wir sind erfolgreich entkommen und befinden uns wieder im Bonn des 21. Jahrhunderts.

Obwohl die ganze Sache ziemlich mathelastig war, sind wir uns einig: Es hat verdammt viel Spaß gemacht. Zugegeben, als Studentin kann man sich dieses Abenteuer nicht allzu oft leisten, denn eine Stunde im Escape-Room ist mit einem Preis zwischen 22,50 Euro und 30 Euro pro Person nicht gerade günstig. Trotzdem lohnt sich dieses besondere Erlebnis, vielleicht als ausgefallenes Geburtstagsgeschenk, oder als kleine Belohnung nach einer anstrengenden Klausurphase. Ein Studentenrabatt ist zudem in Planung. Eins steht fest: Wir kommen wieder! ◀

#allesistdesign

AUSSTELLUNG Seit April zeigt die Bundeskunsthalle mit »Bauhaus – alles ist Design«, wie prägend die Bauhausideen waren und wie aktuell sie noch immer sind.

VON DOMINIQUE MÜLLER | mueller@akut-bonn.de

Stühle. Spielzeug. Stühle. Geschirr. Fotos. Ach, und Stühle. Die Ausstellung, die sich mit dem »Staatlichen Bauhaus« als innovative Institution auseinandersetzt, präsentiert zahlreiche unterschiedliche und teils nie zuvor gezeigte Exponate. Dabei werden Stücke von damaligen Vertretern der Kunstschule mit Werken heutiger Künstler konfrontiert und gegenübergestellt, die ihre Arbeiten als Antwort auf die Frage »Was bedeutet Bauhaus für ihre Arbeit heute?« anfertigten.



1919 in Weimar von Walter Gropius gegründet, 1925 nach Dessau umgezogen und 1933 schließlich von den Nazis geschlossen, entwickelte das Bauhaus einen neuen Typ des Designers, damals noch als Gestalter bezeichnet. Die Schüler erhielten eine duale Ausbildung: Sie lernten neben handwerklichen Fähigkeiten auch theoretische Grundlagen wie Formen- und Farbenlehre und erlangten Kenntnisse über die menschliche Psyche und Wahrnehmung. Somit waren sie ebenso Handwerker wie Künstler. Sie sollten sich nicht auf bestimmte Bereiche fokussieren, sondern setzten sich zum Ziel, die gesamte Gesellschaft zu gestalten und umzugestalten. Dies geschah nicht zuletzt als Reaktion auf die gesellschaftli-

chen Umbrüche, die alle Lebensbereiche betrafen. Trotz denkbar schlechter Ausgangslage nach dem Krieg arbeiteten die Künstler zusammen. Durch Zeitschriften und Manifeste erlangten sie weltweite Aufmerksamkeit.

Hier und da sind an den Wänden einige Karten mit Zitaten zu finden.

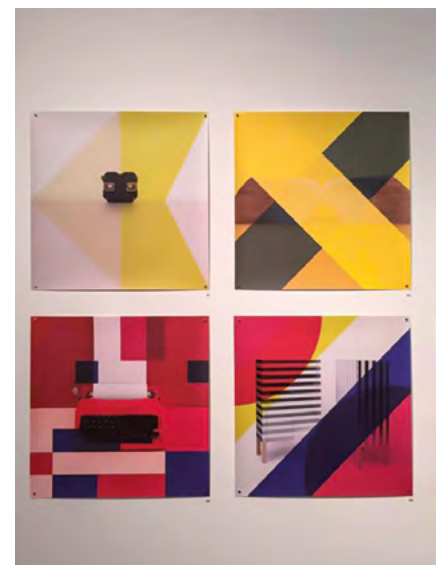


Designer Yinka Ilori äußerte sich zum Gemeinschaftsaspekt so: »Die Idee der Zusammenarbeit ist bis heute die bedeutendste Idee des Bauhauses: Obwohl alle Mitarbeiter bereits anerkannte Künstler waren, wollten sie gemeinsam die Welt des Designs verändern.« Die erste deutsche Hochschule für Design beschäftigte sich mit gesellschaftlichen Themen - beispielsweise »Mensch versus Maschine« oder »Individuum versus Gemeinschaft«. Themen, die auch heute wieder aktuell sind und stetig neu interpretiert werden.

Die Ausstellung ist in vier Themenbereiche unterteilt: #createcontext, #learningbydoing, #communicate und #thinkaboutspace. Ja genau, alle mit Hashtag versehen. Auch der Untertitel »Alles ist Design« findet sich mit Hashtag auf den Museumswänden. Die

Hashtags ziehen sich durch die gesamte Ausstellung und stellen eine direkte Verbindung zu den sozialen Medien her. Um die kommt man ja bekanntlich heutzutage ebenso wenig herum wie ums Bauhaus, wenn man sich mit dem Thema Design beschäftigt. Kuratorin Jolanthe Kugler präzisiert im zur Ausstellung gehörigen Film, was man verdeutlichen möchte: Das Bauhaus sei eben keine Marke, sondern ein internationales Experimentierfeld mit heute immer noch offenem Ausgang.

Das vom Bauhaus geprägte, umfassende Verständnis von Design ist in jedem Raum der Ausstellung zu entdecken. Zeit sollte man auf jeden Fall mitbringen! Neben den zahlreichen Stühlen gibt es eben auch teils so banal wirkende Stücke wie Geschirr oder Spielzeugkreisel, die man vielleicht nicht unbedingt erwartet hätte. Dies zeigt aber nicht zuletzt genau den zentralen Punkt der Ausstellung: Alles ist gestaltbar, alles ist Design und Design durchzieht unser ganzes Leben. Die Ausstellung läuft noch bis zum 14. August und zeigt schlichtweg, wie bedeutend und prägend das Staatliche Bauhaus wirklich war.



Ein Zitat von Architektin und Designerin Eva Eisler, ebenfalls an den Museumswänden entdeckt, bringt es auf den Punkt: »Die Bauhausideen waren revolutionär und sind noch heute gültig. Zu einer Zeit, als man nach einer neuen Lebensweise suchte, brachte Walter Gropius Kunst, Architektur, Design und Handwerk zusammen.«



Sina (19)

Sarah (17)

Lina (20)

Antonia (20)

Elena (21)

Melanie (20)

WG BESUCHT! Wir besuchen eine Sechser-Mädels-WG in der Südstadt. Eine Bewohnerin macht gerade ein FSJ im Bereich Kultur, die anderen studieren Jura, Politik und Gesellschaft, Geografie, Archäologie und Altamerikanistik. Eins ist sicher: Jemand zum Quatschen findet sich immer! FRAGEN DOMINIQUE MÜLLER & FOTOS ALEXANDER GRANTL



Woher kommt ihr?

E Keine von uns kommt aus Bonn. Ich komme aus Ulm.

SI Ich komme aus der Nähe von Gummersbach.

SA Ich aus Stuttgart.

Wieso Bonn?

M Wegen des Studiengangs. Ich war davor noch nie in Bonn gewesen.

L Meinen Studiengang Altamerikanistik und Ethnologie gibt's nur in Bonn.

Wie viel Miete zahlt ihr?

E Alle unterschiedlich. Kommt auf die Zimmergröße an.

A Und auf die Dachschräge. Meine geht fast bis zum Boden.

Habt ihr ein WG-Ritual?

E Immer schwierig, uns alle sechs zusammenzukriegen. Wir gehen aber manchmal freitags um zwölf zu Tuscolo - da können wir fast alle.

Euer Lieblingsmöbelstück?

E Der Tisch! Da bleibt immer jemand kleben.

A Der Kühlschrank aber auch, irgendwie. Man kann immer direkt Essensnachschub holen.

Euer schönstes WG-Erlebnis?

M Wir haben hier schon zweimal ein Weihnachtsessen gemacht. Das war schön!

Kampf ums Bad, bei so vielen Mädels?

A Es gab noch nie wirklich Stau im Bad.

M Wir haben einfach alle so unterschiedlich Uni.

Habt ihr einen Fernseher?

M Ja, aber ich hab hier noch nie geschaut.

SA Was, wir haben einen Fernseher? Ich fass' es nicht.

L Ja, bei mir im Zimmer!

Was ist so toll an eurer WG?

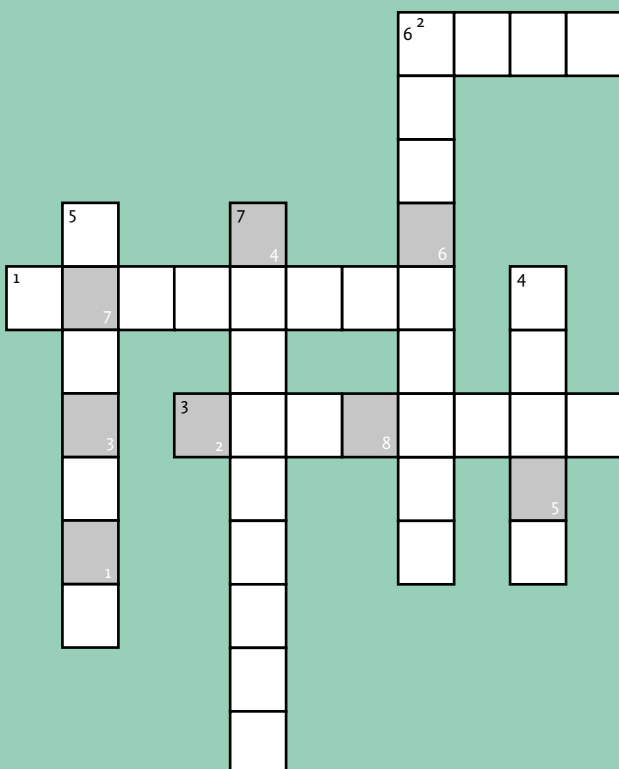
M Ich find's mega schön den anderen beim Musizieren zuzuhören.

SI Ich will auch ganz oft um zehn ins Bett gehen, aber dann sitzt man doch noch bis eins hier, weil man irgendein Thema diskutiert.

E Das ist halt dieser Tisch. Das Gespräch bleibt immer am Laufen.

Habt ihr einen Namen für die WG?

E DG-WG. Wegen Dachgeschoss. ◀



1. Hauptstadt Australiens
2. Rektor der Universität Bonn, Nachname
3. blühender Teil der Bonner Nordstadt
4. App zum Up- und Downvoten
5. Vorname von Kandinsky
6. bei Studierenden beliebter Ort
7. Gegenteil von »gewinnen«

1	2	3	4	5	6	7	8
---	---	---	---	---	---	---	---

Die Lösungen gibt's online auf akut-bonn.de/kreuzwort341